



Die Inseln St. Paul und Amsterdam

im südindischen Ocean.

Ältere Geschichte. — Wichtige Lage von St. Paul. — Gegenwärtige Bewohner. — Vorkäufige
 Reconnoissance. — Wem gehört die Insel? — Fischerstation. — Heiße Quellen. — Seltsames
 Experiment. — Pinguins. — Ausschiffung der wissenschaftlichen Commission. — Schlechtes Wetter.
 — Mittheilungen über das Klima der Insel. — Erdbeben. — Anbau von europäischen Gemüse-
 arten. — Bisherige Cultur. — Thierleben. — Eine Bibliothek in der Fischerhütte. — Erzählungen
 des alten Diot. — Wiedereinschiffung. — Zurücklassung eines Documentes. — Einige Resultate des Auf-
 enthaltes der Expedition auf St. Paul. — Besuch der Insel Amsterdam. — Walfänger. — Landungsversuche.
 — Es gelingt die Höhe zu erklimmen. — Anmerkungen über die Naturverhältnisse der Insel. — Ein Brand.
 — Vergleich der beiden Inseln. — Eine Rencontre auf offener See. — Der Südostpassat und der australische
 Continent. — Weihnachten zur See. — Ein Mann über Bord. — Singhalesisches Canoe. — Ankunft im
 Hafen von Point de Galle auf Ceylon.

Der Besuch der „lange mit einander verwechselten Inseln Amsterdam und St. Paul“ durch die österreichische Fregatte Novara war einer der Lieblingsgedanken des unsterblichen Alexander v. Humboldt, welchem derselbe auch in seinen weisevollen, im Anhang abgedruckten physicalischen und geognostischen Erinnerungen an die Novara-Reisenden Ausdruck verlieh.

Zwar wurde St. Paul in neuester Zeit von ausgezeichneten englischen Seefahrern besucht und aufgenommen¹ und auch der bisher bestandene Zweifel

¹ Capt. G. P. Blackwood, Schiff Fly, 1842, und Capt. Denham, Vermessungsschiff Herald, 1853. Auch Mr. Tinot, capitaine au long cours, welcher im Sommer 1844 St. Paul besuchte, veröffentlichte

über den eigentlichen Entdecker und die richtige Anwendung der Benennung auf die beiden Eilande, durch die Auffindung des Original-Tagebuches von Antonio van Diemen, welches derselbe auf seiner Reise von Texel nach Batavia vom 16. December 1632 bis 21. Juli 1633 geführt hatte, gehoben, indem aus demselben unwiderlegbar hervorgeht, daß dieser berühmte Seefahrer bereits am 17. Juli 1633 zwischen beiden Inseln durchfuhr und der nördlicheren den Namen Neu-Amsterdam, der südlicheren jenen von St. Paul beilegte;¹ allein noch immer boten die beiden Inseln interessante Punkte zu einer näheren Untersuchung und Beobachtung und ließen namentlich in geognostischer Beziehung noch so manches Räthsel zu lösen übrig. Von den verschiedenen Schiffen, welche dieselben seit ihrer Entdeckung zu wissenschaftlichen Zwecken besuchten, haben sich die wenigsten lange genug aufgehalten, um gründliche naturwissen-

in den „Nouvelles Annales de la Marine et des Colonies“, November 1853, einige interessante Notizen über diese Insel.

¹ Bis zur mühevollen Auffindung dieses wichtigen, entscheidenden Documentes durch den Bibliothekar der Archive der ost- und westindischen Compagnie in Amsterdam, Herrn L. C. D. van Dyl, herrschte in Bezug auf Entdeckung, Namen und geographische Lage der beiden Inseln die größte Verwirrung. Bald wurde der holländische Seefahrer Willem de Vlaming, bald der fühne van Diemen als deren Entdecker bezeichnet; bald fand man auf Atlanten und in Reisedenken die nördlicher gelegene Insel, bald wieder die südlichere als St. Paul bezeichnet. Diese beständige Verwechslung der Namen hatte leicht erklärlicher Weise die widersprechendsten Angaben in Bezug auf Lage, Gestalt und geognostische Beschaffenheit des Inselpaares zur Folge. Der eine Reisende schildert z. B. Amsterdam als eine Insel mit einem guten Ankerplage auf der Nordseite und einem alten Krater, dessen eine Wand einsank und dadurch eine natürliche Verbindung mit dem Meere herstellte, und beschreibt andrerseits St. Paul als ein ödes Eiland mit steil abfallenden Küsten, welche das Landen auf demselben sehr schwer, wenn nicht völlig unmöglich machen, während wieder andere Seefahrer von den beiden Inseln gerade die entgegengesetzte Schilderung geben. Vergleiche: An authentic account of an Embassy from the King of Great Britain to the Emperor of China, together with a relation of the voyage undertaken on the occasion by H. M. Ship Lion and the Ship Hindostan in the East India Company's service to the Yellow Sea and Gulf of Peking as well as of their return to Europe, taken chiefly from the papers of H. E. the Earl of Macartney etc. by Sir George Staunton, Baronet. London 1797. Band 1, Seite 205—227. — Dieser werthvolle umfassende Reisebericht wie mehrere andere seltene Werke wurden dem Befehlshaber der Expedition von Herrn v. Sartorio in Triest zur Verfügung gestellt. — Relation du voyage à la recherche de La Peyrouse, fait par ordre de l'Assemblée constituante pendant es années 1791, 1792, et pendant la 1^e et la 2^e année de la République française par le citoyen Labillardière, correspondant de l'académie des sciences de Paris. An VIII de la République française. Band 1, Seite 120—123. — Johnston, A. H., General Gazetteer of the World. London 1855. — Horsburgh, James, India Directory, or directions for sailing to and from the East Indies, China, Australia, and the adjacent parts of Africa and South America. London 1855. 7. Auflage, Band 1, Seite 101. — Voyage to the South Pole and round the world by Capt. Cook. London 1777. — Eine interessante, ziemlich umfassende Abhandlung über beide Inseln enthalten auch die Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, 1857, 2. Heft, Seite 146—156, von A. G. Zbischman, Professor der Geographie und Geschichte an der k. k. nautischen Akademie in Triest.

schaftliche Forschungen daselbst anstellen zu können. Selbst der Besuch der Naturforscher am Bord der englischen Schiffe *Lion* und *Hindostan*, welche am 2. Februar 1793 auf der Fahrt nach China St. Paul berührten, und denen wir den ersten ausführlicheren Bericht über diese (irrigerweise von ihnen nach älteren englischen Seefahrern Amsterdam genannte) Insel verdanken, lag nicht in der ursprünglichen Absicht dieser Gesandtschafts-Expedition. Derselbe wurde vielmehr bloß durch den Zufall veranlaßt, daß man, als der *Lion* in der Nähe von St. Paul vorbeisegelte, am Ufer zwei menschliche Wesen gewahr wurde, welche ein an einer Stange befestigtes Sacktuch in der Luft schlangen und anscheinend ängstlich das Verlangen zu erkennen gaben, mit dem Schiffe zu verkehren. Man glaubte auf Schiffbrüchige gestoßen zu sein, welche an dieser gefährlichen Küste gestrandet waren, und nun in der Ankunft des *Lion* ein unerwartetes Mittel zu ihrer Rettung erblickten. Ergriffen von einer so verzweiflungsvollen Lage hielt es der Commandant des *Lion* nur für eine glückliche Fügung, das Werkzeug ihrer Befreiung werden zu können. Als aber ein Boot des englischen Kriegsschiffes, welches die Schiffbrüchigen abholen und an Bord des *Lion* bringen sollte, auf der Insel gelandet war, erfuhr man bald die seltsame Täuschung, welcher man sich hingegeben hatte. Die Menschen, welche die Humanität von diesem verlassenem Orte zu befreien vermeinte, waren keineswegs unfreiwillige Bewohner der Insel, sondern Robbenjäger, die bereits seit fünf Monaten auf derselben lebten, und noch weitere zehn Monate daselbst zuzubringen gedachten, in der Absicht eine Schiffsladung von 25.000 Seebärenhäuten vollzumachen, für die es zu jener Zeit auf den chinesischen Märkten einen vortheilhaften Absatz gab,¹ und die Signale, welche zuerst die

¹ „Es scheint“, schreibt Macartney, „daß die Chinesen eine besondere Kunst in der Bereitung der Seebärenhäute besitzen, indem sie die langen und gröberen Haare von denselben entfernen, um bloß den weichen Pelz zu belassen, und gleichzeitig auch die Haut dünn und geschmeidig zu machen verstehen. Nur die Aussicht auf einen sehr ansehnlichen Gewinn mochte wohl irgendwelche menschliche Wesen verlocken, fünfzehn Monate lang an einem so wenig ansprechenden Orte zuzubringen, den überdies ihre Beschäftigung noch widerlicher machte. Sie tödteten die Seebären, als sich dieselben an der Sonne wärmten, auf dem Gestein entlang der Ufer und rings an dem breiten Wasserbecken. Da die Häute allein nur für sie Werth hatten, so ließen sie die abgehäuteten Körper unbekümmert auf dem Boden in Fäulniß übergehen, und dieselben lagen in solchen Massen hier beisammen, daß es schwer war, nicht darauf zu treten, wenn man am Ufer um die Insel ging. Bei jedem Schritte zeigte sich ein höchst widerliches Schauspiel, während ein überaus übler Geruch der verfaulenden Substanzen die Atmosphäre ringsherum verpestete. In den Sommermonaten kommen die Seebären zuweilen in Heerden von achthundert bis tausend zu gleicher Zeit am Ufer an, doch gewöhnlich werden nur ungefähr hundert derselben erlegt. Es ist dies die höchste Zahl, welche fünf Menschen im Laufe eines Tages abzuhäuten und behufs des Trocknens der Häute anzu-

Aufmerksamkeit des Lion erregten, hatten, wie es sich nun herausstellte, keinen andern Zweck, als nach langer Zeit sich wieder einmal mit Menschen zusammen zu finden.

Bei der so wichtigen Lage St. Pauls in mittlerer Entfernung von der Südspitze Afrika's und dem australischen Festlande (von jedem ungefähr 3150 Meilen entfernt) schien eine genaue, gründliche Durchforschung der Insel nicht bloß für die wissenschaftliche Welt, sondern auch für die Navigation von hohem Interesse zu sein, indem sowohl die nach China, Australien und Neu-Seeland bestimmten Schiffe, als auch Ostindienfahrer, namentlich während der Winterszeit, ziemlich nahe an dieser Insel vorbeisegeln. Viele Besatzer des indischen Oceans erblicken in St. Paul ein wohlthätiges Asyl für ihre scorbutfranke Mannschaft, während andere, durch Stürme dem Untergange nahe gebrachte Schiffe mehrere tausend Meilen im Umkreise auf jener Insel allein einige Aussicht auf Hülfe und Rettung finden können.

Für die Reisenden an Bord der Novara haftete an dem Besuch von St. Paul außerdem ein Interesse ganz eigenthümlicher Art. Unter den Unglücklichen, welche am 24. August 1853 an Bord des britischen Schiffes Meridian an der Küste von Amsterdam Schiffbruch gelitten hatten, befand sich auch ein Schweizer Namens Pfau, aus Kriens. Derselbe war mit dem Capitän des Meridian Richard Hernemann und einem Franzosen spurlos verschwunden, als am nächsten Morgen die übrigen Passagiere des gescheiterten Schiffes von

flöcken im Stande sind. Wegen Mangel an den nöthigen Gefäßen wird nur eine geringe Quantität des Thranes, welchen diese Thiere liefern, gesammelt. Ein Theil des besten Fettes wird geschmolzen und dient den Leuten statt der Butter. Der Seebär, welcher diese Insel besucht, ist der südliche Seebär oder die Falklands-Bärenrobbe (*Arctocephalus falclandicus*). Das Weibchen wiegt gewöhnlich zwischen 70 bis 120 Pfund und ist 3 bis 5 Fuß lang, das Männchen jedoch bedeutend größer. In der Regel sind diese Thiere nicht besonders schüchtern; zuweilen stürzen sie sich zwar, sobald sich Jemand ihnen nähert, allsogleich wieder ins Wasser; häufig bleiben sie aber auch ruhig auf den Felsen sitzen, knurren und richten sich in drohender Stellung auf. Ein starker Schlag mit einem Stocke auf die Nase scheint hinreichend zu sein, sie zu tödten. Die meisten, die ans Ufer kommen, sind Weibchen, und das Verhältniß derselben zu den Männchen ist ungefähr wie 30 zu 1. Dieses scheinbare Mißverhältniß zwischen beiden Geschlechtern erklärt sich den bisherigen Beobachtungen zufolge dadurch, daß die südliche Bärenrobbe zu gewissen Zeiten oft weite Wanderungen von einer Gegend in die andere unternimmt und gewisse Gegenden, wie namentlich das Cap der guten Hoffnung und die beiden Inseln St. Paul und Amsterdam, nur von trächtigen Weibchen, welche daselbst werfen, und jüngeren Männchen besucht werden. Im Winter kommt die große Küffelrobbe oder der See-Elefant (*Macrorhinus elephantinus*), welcher bisweilen eine Länge von 25, ja selbst von 30 Fuß erreicht, in großer Anzahl an diese Inseln heran und lagert sich schaaarenweise auf dem natürlichen Damme, den die Ufer bilden, wo die Männchen durch ihr heftiges, weithin schallendes Geschrei die Anwesenheit einer Heerde verrathen."

einem zufällig vorübersegelnden Walfischfänger gerettet wurden. Man vermuthete, daß die drei Leidensgefährten versucht hatten in einem kleinen Boote sich auf die benachbarte Insel St. Paul zu retten und vielleicht gegenwärtig noch dort lebten. Der Vater des Schweizers ließ sogar indirect an den Chef der Expedition die Bitte gelangen, bei dem Besuche der Insel über das Schicksal seines unglücklichen Sohnes Nachforschungen anstellen zu wollen, noch immer der Hoffnung nicht entsetzend, daß sich derselbe vielleicht doch noch auf St. Paul am Leben befinden würde.

Wir lagen nun anderthalb Seemeilen von dem großen Kraterbecken entfernt, dessen östliche Wand durch einen Einsturz eine natürliche Verbindung mit dem Meere eröffnet hatte. Als der holländische Schiffscapitän Willem de Blaming im Jahre 1697 an der Insel vorüberfuhr, hatte die Erosionskraft des Wassers diesen Durchbruch noch nicht vollendet, sondern es erhob sich damals noch zwischen dem Krater und dem Meere ein fünf Fuß hoher Damm. Gegenwärtig können Boote zu allen Tageszeiten in das Kraterbecken gelangen, das vor dem Andränge der Wellen durch zwei natürliche Barren geschützt ist, die einen Eingang von ungefähr 300 Fuß offen lassen. Unsere später angestellten Messungen ergaben für die südliche Barre eine Länge von 600 Fuß, für die nördliche von 1002 Fuß; indeß die Breite der Einfahrt 306 Fuß und ihre Tiefe zur Zeit der Fluth 9.6 Fuß, während der Ebbe aber nur 2 bis 3 Fuß beträgt. Auf der nördlichen Seite der Einfahrt steht ein kegelförmiger, hoher Fels (Nine pin rock genannt), den zahllose Seevögel, die wahrscheinlich in den Rissen und Spalten desselben ihre Brutplätze haben, umfliegen, während sich unten im Wasser eine große Menge Haifische herumtummelt. Aus diesem Grunde muß es höchst gefährlich sein mit einem Boote in diesen Gewässern umzuschlagen, da sich selbst von der schnellsten Hülfe keine Rettung mehr erwarten läßt.

Wir waren kaum geankert, als ein von der Insel herannahendes Boot auf dem Schiffe gemeldet wurde, das sich mit drei Menschen — von eben so wüstem Aussehen wie ihr Aufenthalt — rasch der Fregatte näherte. Unsere Phantasie gefiel sich nun in dem Gedanken, diese drei verwilderten und verwahrlosten Gestalten seien die verschwundenen Schiffbrüchigen des Meridian, welche mitleidsvolle Wogen nach dieser einsamen Insel getragen hatten.

Bald darauf stieg auch eine greise Gestalt mit tief gefurchten Zügen und langem grauen Barte, in eine blaue Blouse und grobe leinene Pantalons

gekleidet, die schon manchen Winter und Sommer mitgemacht zu haben schienen, über das Fallreep auf das Deck. Der schlichte Alte war ein Franzose, Namens Biot, welcher als Aufseher über ein auf der Insel befindliches Fischer-Etablissement schon seit längerer Zeit daselbst lebte. Unsere erste Frage war nach den Schiffbrüchigen des Meridian. Wie sehr fühlten wir uns aber getäuscht, als der alte Blousenmann erzählte, es sei ihm wohl die Katastrophe des Meridian bekannt, aber niemals habe er auch nur das Geringste über jene drei Unglücklichen, nach denen wir uns erkundigten, erfahren. Biot besuchte die Insel seit dem Jahre 1841 regelmäßig jedes Jahr, befand sich aber zur Zeit als der Meridian Schiffbruch litt, nicht auf derselben. Das Schicksal der drei Schiffbrüchigen bleibt also noch immer unentschieden, obgleich es bei so stürmischem Wetter, wie solches in der Regel im Monate August im indischen Ocean zu herrschen pflegt, wohl mehr als unwahrscheinlich ist, daß ein Boot von so geringen Dimensionen wie jenes, welches dem Capitän des Meridian und seinen beiden Unglücksgefährten zu Gebote stand, nach St. Paul gelangen konnte, das 42 Meilen von der Stelle, wo der Schiffbruch stattgefunden hatte, entfernt war.

Gegen halb zwölf Uhr früh fuhren die an den beabsichtigten wissenschaftlichen Arbeiten betheiligten Officiere und Naturforscher in zwei Booten behufs einer vorläufigen Recognoscirung der Insel ans Land. Als wir an der Barre angelangt waren, lagen die mit üppigen buschigen Gräsern gleichwie mit einer grünen Decke überzogenen Wände eines herrlichen Kraters vor uns, der durch seine schöne regelmäßige Form vollständig den Eindruck eines natürlichen großartigen Amphitheaters machte.

Von beiden Seiten steigt das Land ziemlich rasch bis zu beiläufig 800 Fuß auf; zugleich die durchschnittliche Höhe des obern Kraterrandes.

An der Nordseite des Beckens kamen eine Reihe niederer, mit Stroh bedeckter Hütten zum Vorschein, und aus dem Gerölle der Barre erhob sich in nicht sehr senkrechter Richtung eine Flaggenstange, auf welcher der alte Biot zu Ehren der Ankunft eines Kriegsschiffes die französische Flagge aufgezogen hatte. Als die Boote der Novara in das Kraterbecken einfuhren, salutirte er dieselben mit jener nationalen Courtoisie, welche selbst das rauhe Handwerk eines Walfängers nicht völlig abzustreifen vermochte. Biot war zuletzt im März dieses Jahres mit einem Mulatten und einem Neger an Bord der Fischerbarke Alliance von St. Denis auf der Insel Bourbon nach St. Paul



Auf der Barre von St. Paul.

gekommen, um neuerdings die Sorge für die kleine Niederlassung zu übernehmen, welche gegenwärtig das Eigenthum eines in St. Denis ansässigen Franzosen, Namens Ottovan, ist.

Während uns in der Capstadt auf unsere Anfrage von den ersten Autoritäten des Landes gesagt wurde, die Insel St. Paul gehöre England an und sei von Mauritius abhängig, hörten wir jetzt wieder zu unserem Erstaunen von den Einwohnern, daß St. Paul dermalen unter dem Schutze der französischen Regierung und zwar unter dem Gouverneur der Insel Bourbon stehe, welcher bereits vor längerer Zeit von einer Anzahl Soldaten, die in einem Kriegsschiffe hier landeten, unter den üblichen Förmlichkeiten die französische Flagge hissen ließ. Die Insel soll nach der Aussage des alten Viot — eines durch und durch ehrlich scheinenden Mannes, dem wir übrigens für die Wichtigkeit der folgenden Angaben allein die Verantwortung überlassen müssen — vor einigen zwanzig Jahren das Besizthum eines französischen Kaufmannes aus St. Denis, Namens Camin, gewesen sein, der später mit einem gewissen Adam, einem Polen von Geburt, in Gesellschaftsverband trat und diesem endlich die Insel gänzlich überließ.¹ Adam, welcher uns als ein Mann von äußerst grausamer Charakterbeschaffenheit geschildert wurde, that ungemein viel für die Cultur der Insel. Er ließ eine Anzahl von Mozambique-Negern das ganze Jahr hindurch unter den empfindlichsten Entbehrungen hart arbeiten, um Steine aus dem Felsen zu brechen, daraus Hütten zu bauen, einen Landungsplatz an der nördlichen Seite des Beckens anzulegen und eine Anzahl von Grundstücken am untern Kraterande mit europäischen Gemüsearten zu bepflanzen.

Vor ungefähr acht oder zehn Jahren verkaufte Adam (der später während einer Fahrt von Bourbon nach Neu-Seeland einen schauerhaften Tod fand, indem er von der über seine Grausamkeiten empörten schwarzen Bemannung eines kleinen Fahrzeuges über Bord gestürzt worden sein soll) die Insel an ihren dermaligen Besizer, Mr. Ottovan, einen Schiffsmaterial-Lieferanten (Fournisseur des bâtimens) in St. Denis, welcher seither zweimal des Jahres während der günstigen Jahreszeit ein kleines Schiff von

¹ Nach Capitän Denham, welcher diese Insel im Jahre 1853 besuchte, hieß der damalige Besizer dieser Fischer-Niederlassung Marie Heurtevent, welcher dieselbe vor etwa fünf Jahren von einem polnischen Kaufmanne um 6000 Dollars gekauft hatte und die Insel Bourbon bewohnte. (Nautical Magazine, 1854, Seite 68—75.)

30 bis 45 Tonnen mit ungefähr 15 bis 18 Fischern nach der Insel St. Paul absendet, um diese ungemein fischreiche Gegend auszubeuten. Dieses Schiff geht regelmäßig im November von St. Denis ab und erreicht nach einer Fahrt von ungefähr 24 bis 30 Tagen St. Paul. Die Rückfahrt nach St. Denis soll in Folge des herrschenden Südostpassats in einer weit kürzeren Zeit, nämlich in 14 bis 16 Tagen vor sich gehen. Das Fahrzeug ankert während seines Aufenthaltes auf St. Paul innerhalb des Kraterbeckens, um das Abladen der Provisionen für die Fischer, so wie auch die Befrachtung des Schiffes mit den erbeuteten Meeresbewohnern zu erleichtern und gleichzeitig dasselbe vor den Widerwärtigkeiten des Wetters zu schützen, welches in diesen Breitegraden, wie wir selbst erfahren, sogar auch während der relativ günstigen Jahreszeit sehr stürmisch und gefahrdrohend ist. Die Fischer fahren in verhältnißmäßig kleinen, für den hohen Wellengang des indischen Oceans aber vortrefflich berechneten Booten, sogenannten Baleinières, auf den Fischfang aus und kehren jeden Abend wieder zurück. Die Fischart, welche rings um die Insel am häufigsten vorkommt und ausschließlich mit der Angel gefangen wird, ist unter den Fischern gemeinhin als Morue de la mer des Indes bekannt; sie ist jedoch keineswegs ein Schellfisch und am allerwenigsten der den nordischen Gewässern von Europa angehörige Kabeljau oder gemeine Stockfisch, sondern der in die Familie der Umberfische (*Sciaenae*) gehörige gebänderte Lippen-Fingerrfisch (*Cheilodaectylus fasciatus*). Derselbe wird eingesalzen, an der Luft getrocknet, in Fässern verpackt, und in großen Quantitäten nach den Märkten von St. Denis versendet. Man rechnet, daß die Zahl der auf diese Weise im Laufe eines Jahres abgesendeten Fische bei 40.000 Stück beträgt, welche auf den Märkten von St. Denis zu 100 Stücken für einen Preis von 40 bis 60 Francs¹ verkauft werden. Die Regiekosten der Niederlassung sind sehr gering; Viot erhält 57 Francs, seine beiden Gefährten haben der eine 40, der andere 25 Francs Monatslohn; die Fischer erhalten monatlich 25 bis 40 Francs nebst Kost. Die zweite Ausfahrt derselben findet gewöhnlich im Jänner oder Februar statt, um im April oder Mai mit einer ähnlichen Ladung zurückzukehren. Manchmal geschieht es aber auch, daß der Eigenthümer des Schiffes eine vortheilhaftere Verwendung dafür findet und daß dasselbe erst im zweiten Jahre wiederkehrt. Dann sieht es allerdings mit gewissen, gewöhnlich nur für ein Jahr berechneten Provisionen

¹ Ein Franc = 40 Kreuzer österr. Währung.

an Mehl, Reis, Zwieback, Tabak u. s. w. ziemlich ungünstig aus. Allein die Ansiedler bebauen, so weit es ihre Arbeitskräfte gestatten, eine Anzahl von Grundstücken mit Feldfrüchten und Gemüse, und insbesondere liefern die Kartoffeln eine ziemlich reiche Ernte. Sie sollen von diesem nützlichen Knollengewächse, das auf dem Luffboden der Insel vorzüglich gedeiht, oft 60 bis 80 Centner ernten. Gemüsegattungen dienen den Bewohnern von St. Paul überhaupt als sehr beliebte Tauschartikel im Verkehre mit den Walfängern, von denen 20 bis 30 jährlich in der Nähe beilegen, um für Salzfleisch, Tabak, Reis, Zwieback, Käse, Branntwein u. s. w. frische Provisionen einzutauschen. Die Zahl der im Laufe eines Jahres in Sicht von St. Paul vorübersegelnden Schiffe wurde auf 100 bis 150 angegeben, von denen jedoch außer Walfängern nur höchst selten andere Schiffe die Insel besuchen. Im Jahre 1857 z. B. geschah es bloß zweimal, daß Schiffe (und zwar von der englischen Kriegsmarine), das eine vor fünf Monaten, das andere vor zwei Monaten, im Vorbeisegeln ein Boot an die Insel sandten.

Wenn der Fischfang in der Nähe der Insel nicht genug ergiebig erscheint, so unternehmen die Fischer zuweilen auch Fahrten in größere Entfernungen. Sie verlassen dann das Kraterbecken mit dem Schiffe, das sie von Bourbon nach St. Paul gebracht, und bleiben mehrere Tage hindurch in der offenen See oder besuchen auch die benachbarte Insel Amsterdam, deren Küste noch weit fischreicher als die von St. Paul ist.

Wie schon bemerkt, wurde unser erster Gang über die Insel bloß in der Absicht einer Recognoscirung des Terrains unternommen. Wir waren auf dieser Tour von Ferdinand, einem intelligenten, gewandten und mit echt französischen Manieren ausgestatteten Mulatten begleitet. Das hat der Franzose vor dem Deutschen voraus, daß er auch dann noch specifisch französisch bleibt, selbst wenn er schon zu zwei Drittheilen mit afrikanischem Blute vermischt ist. Am augenfälligsten tritt diese, wir möchten sagen Unzerseßbarkeit des französischen Typus bei den Negern auf Haiti zu Tage, welche jedoch bei der niederen Stufe ihres geistigen Lebens allerdings nicht selten zu Zerrbildern werden. Ferdinand befand sich zum ersten Male auf St. Paul, wohin ihn die Alliance im vorigen März im Dienste des Mr. Ottovan gebracht hatte. Zerwürfnisse mit seiner Familie hatten ihn auf diese traurige Insel gebannt. Obwohl erst 24 Jahre alt, war er bereits Vater von zwei Kindern, die er, wie er sagte, zu St. Denis in Pension gab, und verdingte sich hierauf, unmutig

über die nicht sehr liebenswürdige Behandlung seiner Gefährtin, gegen 40 Francs monatlich als Arbeiter beim Besitzer von St. Paul. Es lag in seiner Absicht, mit dem nächsten Schiffe, das aus St. Denis auf die Insel kommt, wieder heim zu kehren, in der Hoffnung, daß bis dahin auch der häusliche Friede in seine Familie wieder zurückgekehrt sein werde.

An verschiedenen Stellen am untern Rande des Kraterbeckens, wohin uns jetzt Ferdinand führte, sahen wir bei niederem Wasserstande starke Dämpfe aufsteigen, welche das Vorhandensein zahlreicher heißer Quellen verriethen. Die zwei bedeutendsten und umfangreichsten derselben befinden sich an der nördlichen Seite des Kraterbeckens und eine derselben wird Bade-, die andere Trinkquelle genannt. Indes quillt auch an mehreren Punkten der nördlichen Barre heißes Wasser von solchem Hitzegrade aus dem Boden, daß ein in unmittelbarer Nähe im Bassin geangelter Fisch binnen 5 bis 6 Minuten im Wasser jener heißen Stellen gekocht werden kann. Wir haben dieses Experiment, dessen auch schon Macartney erwähnt, selbst versucht und den auf diese Weise bereiteten Fisch auch sehr schmackhaft befunden.

Bei Hochwasser sind sämmtliche heiße Quellen mit Meerwasser vermischt, und zeigen dann auch nur eine unmerklich höhere Temperatur als jene, welche dem letzteren gewöhnlich eigen ist. In der Nähe des Landungsplatzes haben mehrere frühere Besucher der Insel versucht auf einigen dicht auf dem Wege zu den heißen Quellen gelegenen Felsblöcken ihre flüchtige Anwesenheit zu verewigen. So liest man auf einem dieser stark verwitterten Steine: Savouret 1841, J. D. Rogers 1855, Mars; auf einem zweiten großen Felsblocke: Hte. Rogers, 1852 — 1857, und endlich die schon schwer zu entziffernden Worte: Pallefournier Emile, Mazarin, Denoyarez, Grenoble, Canton de Sassenage, Département de l'Isère 1844. Sonst sind uns auf der Insel keinerlei Inschriften bekannt geworden.

Auf dem Gange nach dem Plateau, wohin von der Ansiedlerhütte an der Nordseite des Kraterrandes ein schmaler, steiler und an mehreren Stellen ungemein beschwerlicher Pfad führt, kamen wir an einem Brutplatz des gelbbuschigen Spring-Pinguins (*Eudyptes chrysocome*) vorüber, auf dem sich mindestens 500 bis 600 dieser wunderlichen Thiere befanden, welche mit langen gelben, buschigen und in Halbcirkelform über den Augen vertheilten Federn geziert sind, und, wie die Naturforscher des Lion sehr richtig bemerken, wegen ihres eigenthümlichen Gefieders und der fast schuppenartigen Bedeckung

ihrer flossenähnlichen Flügel einigermaßen an die Fischbildung erinnern. Einen Theil des Jahres im Wasser lebend, den andern meist am Festlande zubringend, hat die Natur sie in einer Weise ausgestattet, welche diesen beiden Zwecken gerecht wird. Das häßliche graubraune Gefieder der Jungen sticht so gewaltig von dem schmucken Kleide der Eltern ab, daß sie beim ersten Anblick kaum als zur selben Art gehörige Thiere erscheinen. Die Weibchen legen nur ein oder zwei Eier, und zwar im October, so daß ihre Jungen zur Zeit unseres Besuches bereits ungefahr anderthalb Monate alt waren. Diese Pinguins, so gelenk und behende im Wasser, ihrem eigentlichen Elemente, zeigen sich ziemlich schwerfällig auf dem Lande und sind daher sehr leicht zu fangen oder mit dem Stocke zu erschlagen. Nur muß man sich dabei vor ihrem langen scharfen Schnabel hüten, mit dem sie leicht ihrem Verfolger nicht unbedeutende Verletzungen beibringen können. Sie haben von ihrem Brutplaze aus seit einem über Jahrhunderte reichenden Besuche bereits einen förmlichen Pfad nach dem Meeresufer ausgetreten und es zeugt zugleich von dem wunderbaren Instinct dieser Thiere, daß dieser Ort fast der einzige Punkt auf der ganzen Insel ist, welcher vom Meere aus erreicht werden kann. Es bietet ein eigenthümliches Schauspiel dar, eine Anzahl jener Spring-Pinguins zu sehen, wie sie, nachdem sie sich mit Muße im Meere gebadet und Nahrung für ihre Jungen gesammelt haben, mit ihren zierlichen Köpfen aus dem Wasser auftauchen, und wohlberachnend von der heranstürzenden Brandung sich ans Ufer spülen lassen, oder wie sie, mit gebücktem Kopfe von Stein zu Stein hüpfend, sich plötzlich gleich gewandten Trampolinspringern in die wilde Fluth stürzen! — Nicht weniger ergözend ist das Treiben dieser Thiere, nachdem sie von ihrer mühsamen Wanderung (die sie zwei- bis dreimal des Tages wiederholen) mit Futter für ihre Jungen, wankenden Schrittes wie die Enten, zurück am Brutplaze anlangen. Immer geht eines dieser Thiere gleichsam als Führer und Auspäher voraus, und die übrigen, in der Regel zehn bis fünfzehn, folgen ihm in einer Colonne nach. Am Brutplaze, einer schiefen Ebene, angekommen, erheben sie ein fürchterliches Geschrei und sind nichts weniger als friedfertig gegen ihre Nachbarn, besonders wenn diese sich ihrer gewohnten Plätze bemächtigt haben. Fortwährend ist Anlaß zu Zank und Hader, und ihre krächzende Stimme tönt noch spät hinein in die Stille der Nacht. Für ihre Jungen zeigen sie große Zärtlichkeit, hüten dieselben ungemein sorgfältig und vertheidigen sie mit bewunderungswürdiger Hartnäckigkeit gegen die südlische Raubmöve

(*Stercorarius antarcticus*), welche fortwährend den Brutplatz umschwebt, oder selbst gegen den Angriff von Menschen durch heftiges Stoßen und Beißen mit dem Schnabel. Immer uneinig in den gewöhnlichen Verhältnissen, werden sie jedoch zu den treuesten Verbündeten in den Momenten gemeinsamer Noth und Gefahr. Das Fleisch der alten Spring-Pinguins hat einen so unangenehmen Geruch, daß dasselbe nur im äußersten Nothfalle von den Bewohnern der Insel genossen wird; das der Jungen hingegen soll einen besseren Geschmack haben. Der Brutplatz der Spring-Pinguins befindet sich ungefähr 300 Fuß über der Wasserfläche des Kraterbeckens.¹

Weitere 400 Fuß mühevollen Steigens und Kletterns bringen den Wanderer endlich auf das Plateau, von dessen höchsten Punkten derselbe um so leichter einen Blick über den größten Theil der Insel gewinnt, als diese völlig baumlos ist. An mehreren Stellen fanden wir den Boden zwar warm, und an jener ungefähr 600 Fuß breiten, schlammigen Strecke, welcher bereits die Naturforscher des Linn erwähnen, gerieth man in der That in Gefahr, mehrere Fuß tief in das heiße und weiche Erdreich einzusinken, wenn man sich nicht mit großer Behutsamkeit darüber fortbewegte. Von den feurigen Flammen hingegen, welche Macartney vom Deck des Schiffes aus des Nachts auf den Höhen der Insel bemerkt haben will, und die viele Ähnlichkeit mit jenen berühmten nächtlichen Feuern (*Pietra mala*) in den Bergen zwischen Florenz und Bologna gehabt haben sollen, konnte gegenwärtig nichts mehr wahrgenommen werden.

An der nordwestlichen Seite der Insel, gegen das Meer zu, erheben sich einige Schlackenkegel mit eingestürzten Spitzen, welche durch ihre schönen regelmäßigen Formen sehr bald die Aufmerksamkeit unsers Geognosten auf sich zogen und später einer der Brennpunkte seiner Thätigkeit geworden sind. In der Nähe derselben zeigen sich viele Spuren von Lavaströmen, welche noch ganz deutlich die Richtung erkennen lassen, in der sie ihren Zug genommen haben. Vom obern Rande des großen Kraterbeckens gegen das Meer herrscht eine allmähliche Abdachung, welche indeß plötzlich in einem schroffen Abgrunde von 150 bis 200 Fuß Tiefe endet.

¹ Ein zweiter Brutplatz, und zwar noch ausgedehnter, aber auch unzugänglicher als der eben beschriebene, befindet sich an der nordwestlichen Küste der Insel. Dort auf jenen schroffen, zerklüfteten Felsmassen mögen sich diese wunderlichen Thiere ungestört sonnen und haben nicht leicht die so gerne zerstörende Hand des Menschen zu fürchten, der daselbst nur mit den größten Beschwerden, ja selbst nicht ohne Lebensgefahr an der steilen Felswand hinabzugleiten vermag.

Um nicht auf demselben Pfade zurückzukehren, schlugen wir unserem Führer, dem dienstfertigen Ferdinand vor, uns auf einer andern Wegspur, als der im Heraufklettern verfolgten zum Ufer hinabzuleiten, worauf derselbe an einer fast senkrecht abfallenden Stelle des obern Kraterrandes stehen blieb, den üppigen Graswuchs mit beiden Händen aus einander bog und, indem er einige Schritte vorwärts that, uns einlud ihm zu folgen. Wir erschrafen im ersten Augenblicke vor dem Gedanken, auf solche Weise nach der Tiefe gelangen zu sollen, fanden aber bald das Fortbewegen minder gefährlich und grauenerregend als es uns anfangs erschien, da man sich ohne Bedenken auf das hohe dicke Gras, welches durch seine kräftigen Halme sogar eine sichere Stütze gewährte, niederlassen und ansehnliche Strecken auf demselben hinabgleiten konnte.

In weniger als dreiviertel Stunden waren wir vom obern Kraterrande wieder nach der Ansiedlung zurückgelangt und schickten uns nun zur Rückkehr nach der Fregatte an. Ein ziemlich starker Nordostwind hatte sich inzwischen eingestellt, und machte die Fahrt in unserem kleinen, kurzen, für die gewaltigen Wellen des indischen Oceans nicht besonders vortheilhaften Fahrzeuge äußerst unbehaglich. An der Fregatte angekommen, ging die See so hoch und hatte sich die Schwierigkeit für die Boote anzulegen dermaßen gesteigert, daß man anfänglich versuchte auf den am Spiegel herabhängenden sogenannten Jakobsleitern das Deck zu erreichen. Als aber sogar einer der Seemänner, welche bekanntlich im Klettern weit größere Fertigkeit als gewöhnliche Erdenkinder besitzen, während er eine dieser Leitern erfaßte, von einer heranstürmenden Woge erreicht wurde und mit dem halben Körper ins Wasser sinkend fast Gefahr lief von einem Haie erhascht zu werden, da zogen es die noch im Boote befindlichen Naturforscher vor sich in demselben nach der Steuerbordsseite bringen zu lassen, um von dort aus am weniger schwankenden Fallreep ihren mächtigen Hort wieder zu erreichen.

Obschon dieser Vorfall zur Genüge die Unausführbarkeit der anfänglichen Absicht herausstellte, jeden Abend an Bord zurückzukehren und im beständigen Verkehr mit demselben bleiben zu können, so vermuthete man doch nicht, daß selbst in der gegenwärtigen Jahreszeit, dem Sommer St. Pauls, die Witterung plötzlich so ungünstig und stürmisch werden konnte, um schon bald nach unserer Ausschiffung die Fregatte zu nöthigen eiligst ihren Ankerplatz zu verlassen und fast eine Woche lang unter den unbehaglichsten Umständen in offener See zuzubringen.

Am 20. November gegen sechs Uhr früh schifften sich sämmtliche, bei den auf der Insel vorzunehmenden wissenschaftlichen Arbeiten betheiligte Officiere und Naturforscher, mit einer großen Anzahl von Instrumenten, Apparaten und Gepäcksstücken versehen, nebst der ihnen beigegebenen Mannschaft (zusammen 32 Personen) aus. Die kleine Expedition wurde für die Dauer von sechs Tagen mit Lebensmitteln und auch mit Trinkwasser versehen, indem sich auf der Insel keine einzige Süßwasserquelle befindet und die Bewohner ihren ganzen Bedarf an trinkbarer Flüssigkeit theils durch die fallende Regenmenge, theils in Zeiten längerer Trockenheit durch das Wasser einer an der Nordseite des untern Kraterandes hervorkommenden, heißen salzigen Quelle zu decken bemüßigt sind. Bereits schon längere Zeit an dieses Getränk und seinen eigenthümlichen Geschmack gewöhnt, verspüren sie durch dessen Genuß durchaus keine üblen Folgen, was vielleicht weniger bei solchen Personen der Fall sein dürfte, welche die Insel zum ersten Male besuchen und ihrer erhitzenden Beschäftigung wegen täglich große Quantitäten Trinkwasser benöthigen.

Auf einer kleinen Anhöhe von ungefähr 150 Fuß an der Nordseite des Kraterbeckens oberhalb der Fischerhütten wurde ein hölzernes Häuschen zum Schutze für die astronomischen, und in einer Entfernung von 40 Fuß ein zweites für die magnetischen Instrumente aufgerichtet und mit deren Benützung der Schiffsfähnrich Herr Robert Müller beauftragt. Für die geodätischen Aufnahmen mittelst des Theodoliten wurde der Fregattenfähnrich Herr Gustav Battlogg, und für jene mit dem Nivellirinstrument der Fregattenfähnrich Herr Eugen Kronowetter bestimmt. Unter der Leitung des Letzteren standen gleichzeitig die meteorologischen Beobachtungen, die Untersuchungen mit dem Fluthmesser und dem Stromgeschwindigkeitsmesser, die Tieflothungen im Becken und an beiden Seiten der Barre, Arbeiten, mit deren Ausführung der Cadet Graf Borelli und der Obersteueremann Cian beauftragt waren. Wir quartierten uns so gut es ging in den schmutzigen ärmlichen Hütten ein, welche im Sommer den Fischern aus St. Denis als Obdach dienen. In einer derselben hingen mehrere Bilder, das eine Napoleon I. auf einem Schimmel reitend, die andern weibliche Portraits und Scenen aus dem Pariser Leben darstellend; so wie überhaupt die ganze Wirthschaft einen echt französischen Anstrich hatte.

Raum waren Instrumente, Apparate, Menschen und Gepäcksstücke nothdürftig untergebracht, als sich neuerdings ein heftiger Nordwind einstellte, welcher während der Nacht vom 20. auf den 21. dermaßen an Heftigkeit

zunahm, daß er die beiden noch nicht ganz vollendeten Beobachtungshäuschen (in denen glücklicher Weise die Instrumente noch nicht aufgestellt waren) niederriß, und in den bereits begonnenen Arbeiten große Störungen hervorrief.

In den Morgenstunden näherte sich ein Walfänger der Insel, und schickte eines seiner Boote nach frischen Provisionen ans Land. Es war der Herald von Neu-Bedford im Staate Massachussetts in Nordamerika, der sich bereits seit 27 Monaten auf der Reise befand, und noch elf Monate zu benöthigen glaubte, um die beabsichtigte Ladung an Thran und Walfischbein zu vollenden. Derselbe kam zuletzt von der St. Augustins-Bai (Madagasear), die er vor ungefähr zwei Monaten verlassen hatte. Als der Capitän, welcher sich gleichfalls auf dem Boote befand, die wissenschaftliche Thätigkeit erblickte, die sich eben auf der sonst so verlassenen Insel zu entwickeln begann, erzählte er, daß einer seiner Matrosen vor wenigen Tagen vom Mast gefallen sei, und sich dabei nicht unbedeutend verletzt habe. Zugleich stellte er auch die Anfrage, ob nicht unsrerseits ärztlicher Beistand geleistet werden könnte. Unter den unsicheren Verhältnissen, in denen wir uns selbst auf der Insel befanden, hielten wir es für gerathener, dem Walfänger zu empfehlen, nach der Fregatte zu fahren und dort ärztliche Hülfe zu suchen. Wie wir später vernahmen, wurde der Schiffswundarzt Dr. Ruschizka, trotz der Ungunst des Wetters, von der Fregatte aus beordert, den beschädigten Matrosen zu besuchen, und hatte die Genugthuung, dem Kranken wesentliche Dienste leisten zu können.

Das Unwetter dauerte den ganzen Tag über fort, und wurde endlich in der Nacht vom 21. auf den 22. so arg, daß die Fregatte wieder unter Segel gehen mußte. Gegen drei ein halb Uhr Morgens fing dieselbe bei einer ungemein hohen See und abwechselnden Windstößen und Regenschauern nach einer heftigen Böe aus Nordwest plötzlich stark zu treiben an, so daß man am Bord im ersten Augenblicke sich der Meinung hingab, einer jener unheimlichen Stöße, welche schon mehrere Stunden hindurch in einem nur zu regelmäßigen Tempo auf einander folgten, habe die Kette zersprengt, und der Anker sei verloren gegangen. Es wurden sofort der Klüver gehißt, die Marssegel beigesezt, vier Reefe in dieselbe genommen und angefangen die Ankerkette einzuholen. Diese Arbeit, zu allen Zeiten sehr beschwerlich, war es diesmal ganz besonders und schien gar nicht enden zu wollen. Obschon bald nach drei ein halb Uhr das Gangspiel bemannt und in Bewegung gesezt worden war, so kam doch erst nach sieben Uhr, also vier Stunden später, der Anker an die

Oberfläche des Wassers. Es war der Backbordanker, den man gehoben, und man gewahrte nun, daß ein Arm desselben fehlte und völlig weggebrochen war. Bei dem stürmischen Charakter des Wetters schien es sehr bedenklich den Anker einzuziehen, indem dieser in Folge des starken Stampfens der Fregatte fortwährend mit großer Hefigkeit an das Schiff schlug, und nur mit der größten Lebensgefahr der Matrosen versichert werden konnte. Ein Glied der Kette wurde daher gebrochen und der Anker schlüpfen gelassen, um das Schiff, an welches der bereits gehobene Anker beständig schlug, vor ernster Beschädigung zu schützen. Die Fregatte hatte hierauf einen vollkommenen Nordweststurm zu bestehen und erst nach drei Tagen des unheimlichsten Rollens und Stampfens gelang es ihr wieder bei leichter nördlicher Brise ihren früheren Ankerplatz zu erreichen. Die auf St. Paul zu wissenschaftlichen Arbeiten zurückgelassenen Expeditionsmitglieder beschlich aber zuweilen ein ganz eigenthümliches Gefühl, als die Fregatte bei furchtbarem Unwetter Tage lang außer Sicht blieb, und unwillkürlich versetzte sich die Phantasie in die Lage von Menschen, welche die Sturmwelle des Geschicks auf dieses einsame Eiland im indischen Ocean geworfen, um dort vielleicht viele Monate lang nach Hülfe und Rettung zu schmachten.

Der alte Biot, welcher bereits zum sechsten Male nach der Insel gekommen war, meinte, dieses regnerisch-stürmische Wetter sei in der gegenwärtigen Jahreszeit eine ganz ungewöhnliche Erscheinung, eine Aussage, die später auch durch die Mittheilungen mehrerer nordamerikanischer Walfänger bestätigt wurde. In der Regel beginnt anfangs November die günstige Jahreszeit, wo der Südwind vorherrscht und der Himmel oft Wochen lang klar und heiter bleibt. Der heiterste Monat des Jahres ist der Jänner, der kälteste der Juni. Vom Mai bis zum October soll es äußerst schwer halten mit Booten auf der Insel zu landen, und Fälle wie jener, welchen der Historiograph der Macartney'schen Gesandtschaft nach China erzählt, wo ein im September 1792 an der Ostseite der Insel geankertes Schiff im Laufe von acht Wochen nur zweimal im Stande war ein Boot mit Lebensmitteln nach der Insel zu schicken, sollen während der stürmischen Jahreszeit gerade nicht zu den Seltenheiten gehören. Aus diesem Grunde beschränkt sich auch der Fischfang auf die günstige Zeit (vom November bis April), indeß im übrigen Theile des Jahres die verschiedenen Wohnhütten von den Fischern völlig verlassen sind und nur von ein paar Arbeitern bewohnt werden, welchen

die Sorge über das zwar geringe aber nichts weniger als werthlose Geräthe auf der Insel anvertraut ist. Diese führen sodann ein höchst einförmiges, wengleich nicht dürftiges Leben; denn das Kraterbecken liefert das ganze Jahr hindurch vorzügliche Fische und Krebse im reichlichsten Maße.

Unsere Matrosen hingen fortwährend einen Korb, in dem sich Köder befand, dicht am Kraterbeckenrande wenige Fuß tief ins Wasser und zogen denselben jedesmal voll mit Langousten herauf. In wenigen Stunden fingen sie zuweilen 80 bis 100 Stück dieser großen äußerst wohlschmeckenden Krebsart (*Palinurus*). Eine Excursion, welche eines Morgens in einem Fischerboote nach der Südseite der Insel unternommen wurde, lohnte sich durch die Erbeutung von einem halben Hundert der verschiedensten Meeresbewohner, von denen einzelne 20 bis 25 Pfunde wogen.

Schnee soll nach Biot's Aussage im Winter nicht häufig fallen und in Folge der wärmeren Temperatur des vulcanischen Bodens niemals lange liegen bleiben. Dagegen ist Hagel eine ziemlich gewöhnliche Erscheinung. Regen fällt sehr oft und in großer Menge. Biot konnte nicht müde werden, sein Erstaunen über die Größe der Regentropfen auszudrücken, welche er manches Jahr in St. Paul hatte fallen sehen. Die Kälte ist manchmal ziemlich empfindlich; doch hindert der fast gänzliche Mangel an Brennmaterial (denn sogar animalischer Dünger ist nicht in solcher Menge vorhanden, daß sich dessen Anhäufung lohnen würde) die zeitweiligen Bewohner der Insel, sich den Genuß einer künstlichen Erwärmung zu verschaffen. „Wenn uns der letzte Sturm nicht eine Hütte niedergerissen hätte, würden wir längst kein Brennholz mehr haben“, bemerkte einmal naiv der alte Franzose, auf ein dürftiges Lager hingestreckt und sich sorgfältiger in seine grobe wollene Bettdecke hüllend. Der Winter beginnt im Mai und dauert bis Ende September. Während dieser Zeit sind Nordwinde oft sehr stark. Am 27. Juni 1857 tobte sechs bis acht Stunden hindurch ein dermaßen heftiger Sturm, daß sich die Bewohner von St. Paul nicht aus ihrer Hütte wagten, aus Furcht, von demselben umgeworfen zu werden. Diese Winterstürme wüthen zuweilen in einem solchen Grade, daß sie große Wassermassen aus dem Kraterbecken bis zu einer beträchtlichen Höhe in wildem Wirbel mit sich fortführen, was um so erklärlicher ist, als die Bahn der Orkane des südlichen Oceans, welche in den Gewässern von Rodriguez und Mauritius oft so furchtbare Verheerungen anrichten, zuweilen bis zu den Inseln St. Paul und Amsterdam reicht. Im November, dem Anfange der

bessern Jahreszeit, treten zugleich die veränderlichen Winde ein, welche bis Ende März anhalten, worauf dann wieder Nord- und Nordwestwinde regelmäßig zu wehen beginnen; diese bringen häufig Regen und ungünstiges Wetter, indeß bei dem Winde von West bis zu Süd in der Regel kalte, aber heitere und trockene Witterung sich einstellt. Während unserer Anwesenheit machten wir wiederholt die interessante Beobachtung der regelmäßigen Wiederkehr gewisser Winde in einer bestimmten Reihenfolge. Nachdem z. B. einige Tage lang Nordostwind vorherrschte, stellte sich Nord- und Nordwestwind ein, der allmählig in West- bis Südwind überging, worauf der Wind gewöhnlich einhielt und sodann wieder mit Nordost begann; eine Erscheinung, die sich mit überraschender Genauigkeit alle sechs Tage wiederholte.

Nebel sind sehr häufig im Herbst, dagegen sollen Gewitter nur selten vorkommen und niemals von besonderer Stärke sein. Während eines achtzehntägigen Aufenthaltes sahen wir das hunderttheilige Thermometer in der Stube weder eine höhere Temperatur als 19° , noch eine niedere als 12° zeigen. Macartney giebt die mittlere Höhe des Wärmemessers während seines Besuches im Februar 1793 auf 62° F. (16.6° C.) an.

Was die Erdbeben betrifft, eine Erscheinung, an deren Vorkommen auf St. Paul sich das größte Interesse knüpft, so behauptet Biot, während der sechzehn Jahre, als er die Insel abwechselnd besuchte, weder jemals solche verspürt, noch über deren zeitweiliges Vorkommen auf derselben irgend etwas gehört zu haben.

Dagegen meinte Ferdinand (der allerdings erst seit acht Monaten auf der Insel zubrachte), sein Vorgänger Rosemond habe ihm von Erderschütterungen, wiewohl nur von sehr leichter Art, erzählt, welche letzterer während seines mehrjährigen Aufenthaltes auf St. Paul verspürt haben wollte. Bei dem geringen Umfange der Insel und der gewaltigen Brandung an ihren Küsten sind indeß leichte Schwingungen auch ohne Einfluß vulcanischer Kräfte nicht ganz unwahrscheinlich. Doch besitzt St. Paul am untern Rande des Kraterbeckens an jenen zahlreichen Stellen, aus denen zur Zeit der Ebbe Dämpfe so mächtig emporsteigen, eben so viele natürliche Ventile, um sich der überschüssigen unterirdischen Gase zu entledigen, so daß bei ihrem gegenwärtigen Zustande, und so lange sie nicht durch irgend einen Zufall verstopft werden, kein besonderer Grund zu einer Erschütterung der Erdrinde in Folge vulcanischer Kräfte vorhanden ist. Das Erdbeben vom 14. August 1857

welches in der Capstadt und deren Umgebung ziemlich stark verspürt wurde, scheint seinen Erschütterungskreis nicht bis nach St. Paul ausgedehnt zu haben. Wenigstens behaupten die gegenwärtigen Bewohner von St. Paul einstimmig, sich nicht im geringsten daran erinnern zu können, am 14. August oder ungefähr um diese Zeit irgend eine Erderschütterung oder sonst eine ungewöhnliche auffallende Erscheinung auf der Oberfläche der Erde oder in der Atmosphäre wahrgenommen zu haben.

Wir sagen absichtlich „um diese Zeit“, weil die Bewohner der Insel sich nicht der heut zu Tage üblichen Beihülfe eines gedruckten Kalenders bedienen, sondern dem Fortschreiten der Zeit nur mit dem Gedächtnisse folgen. Daß bei dieser Art zu rechnen bisweilen Irrthümer eintreten, ist um so erklärlicher, als keiner der drei Insulaner zu schreiben versteht. So z. B. bemerkten wir einmal dem biedern Biot, daß er sich in seiner Zeitrechnung um einen ganzen Tag geirrt habe, an dem er noch nicht gelebt hatte. „Nous nous confondons toujours avec ces malheureux mois de trente et un jours!“ war die gutmüthige Antwort des alten Emigranten aus Nantes.

Obgleich die vulcanische Natur von St. Paul geologisch manches Interessante bietet, so ist doch die Ausbeute für naturhistorische Sammlungen eine nur wenig lohnende. Eine Insel, auf welcher sich weder ein Baum noch Strauch befindet, und auf deren weniggleich fruchtbarem Luffboden, nur wenige Gräser, Farren und Moose gedeihen, kann, was den Reichthum der Ausbeute betrifft, den Botaniker eben so wenig befriedigen wie den Zoologen, welcher hier, wie wir später umständlicher sehen werden, nur wenige Repräsentanten aus dem Reiche der animalischen Schöpfung begegnet.

An mehreren Orten ist von dem die Fregatte begleitenden Kunstgärtner Herrn Sellinek der Anbau einer Anzahl europäischer Gemüsearten und anti-scorbutischer Pflanzen, wie Kohl, Rettig, verschiedener Rübensorten, Sellerie, Gartenkresse und Löffelkraut¹ besorgt worden, und wie wir hoffen mit gutem Erfolge; wenigstens hatten wir die Genugthuung noch während unseres Aufenthaltes die ersten Sprößlinge von einzelnen der angebauten Pflanzen bereits aus der Erde hervorbrechen zu sehen. Es giebt gegenwärtig kaum mehr als zwölf bis fünfzehn cultivirte Stellen auf der Insel; wenn dieselben aber

¹ Die angebauten Gemüsearten sind: *Brassica napus*, *Brassica oleracea capitata*, *Brassica rapa alba*, *Brassica rapa flava*, *Raphanus sativus*, *Lepidium sativum*, *Apium graveolens*, *Cochlearia officinalis*.

gehörig bearbeitet würden, so könnten sie immerhin reichliche Nahrung für 80 bis 100 Menschen bieten. Eine Menge von sechs bis acht Säcken Kartoffeln, im Juni gepflanzt, giebt im Zänner oder Februar eine Ernte, die 60 bis 80 Fässer (das Faß zu 100 Pfund) füllt.

Auch Weizen, Mais und Gerste kommen auf St. Paul gut fort, und nur aus dem Grunde ist der Anbau derselben aufgegeben worden, weil ihre Verwendung zur Brotbereitung eine weit größere Menge Brennmaterial erfordert, als den Bewohnern zu Gebote steht. Dagegen sind die bisherigen Culturversuche mit Bohnen und Erbsen völlig mißlungen. Alle Arten von Nahrungspflanzen geben indeß nur eine einzige Ernte im Jahre. Auch mehrere Baumarten, denen das dortige Klima seiner mehrfachen Aehnlichkeit wegen mit dem ihrer Heimat zusagen dürfte, wie *Pinus maritima*, Protea-Arten, Casuarinen, und deren Gedeihen schon in Folge des auf der Insel so spärlich vorhandenen Brennmaterials eine außerordentliche Wohlthat für die zeitweiligen Bewohner derselben wäre, wurden in der Nähe der beiden Beobachtungshäuschen vom Kunstgärtner der Expedition mittelst Samen hier zu verpflanzen versucht. Und gewiß wäre es nicht eines der unwichtigsten von der Novara-Expedition auf St. Paul erzielten Resultate, wenn das Gedeihen des in so edler Absicht in die Erde gelegten Samens Veranlassung zur allmählichen, wenigstens theilweisen Bewaldung der Insel werden sollte.

Was die Fauna St. Pauls betrifft, so erscheint eine bisher noch nicht beschriebene Art aus der Gattung der Seeschwalben (*Sterna*) mit korallenrothem Schnabel und Füßen, schwarzem Kopfe und einem höchst zierlichen silbergrauen Gefieder, unstreitig als der schönste unter ihren geflügelten Bewohnern, während die Pinguins (*Eudyptes chrysocome*) als die wunderlichsten und seltsamsten Geschöpfe der Insel angesehen werden müssen. Außerdem kommt noch ein zierlicher, im Felsen nistender grauer Sturmtaucher (*Prion vittatus*) und eine braune Raubmöve (*Stercorarius antarcticus*), so wie drei Arten von Albatrossen (*Diomedea exulans* und *chlororhynchus* und *Phoebetria fuliginosa*) vor, welche sämmtlich in zahlreichen Exemplaren gesammelt worden sind.

Eine etwas reichere Ausbeute, als die Oberfläche, bot das Kraterbecken. Dasselbe hat eine Tiefe von 100 bis 175 Fuß; dicht am Rande fiel das Senkloth bereits zehn Faden tief hinab. Versuche mit dem Schleppnetze (*Drague*), obwohl zu wiederholten Malen angestellt, haben zu keinerlei

günstigen Resultaten geführt. Dagegen lieferte die Angel manches interessante Sammlungstück, und Wanderungen zur Zeit der Ebbe über die bloßgelegten Felsblöcke längs des Ufers am Kraterbecken lohnten sich durch manchen konchyliologischen Fund. In der Mitte des Bassins trafen wir bei 34 Faden Tiefe schlammigen Grund, in der Nähe der heißen Quelle ungefähr 100 Fuß davon entfernt bei 19 Faden, und an einer dritten Stelle an der Südseite erst bei 23 Faden. Biot sagte, er habe bei wiederholten Messungen an verschiedenen Stellen die Tiefe des Beckens abwechselnd von 10 bis 35 Faden gefunden. Die Bärenrobber (*Arctocephalus falclandicus*), von denen, wie Macartney erzählt, noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts täglich Tausende ans Ufer kamen, um sich zu sonnen, sind dermalen gänzlich verschwunden und nur höchst selten soll eines dieser Thiere von den gegenwärtigen Bewohnern der Insel gesehen und erlegt werden. Nicht einmal von den Gerippen jener Seesäugethiere, welche noch, als die Naturforscher des Lion die Insel St. Paul durchwanderten, so massenhaft umherlagen, daß man sich gleichsam nur über Knochenfelder entlang des Kraterrandes fortbewegen konnte, ist dermalen eine Spur vorhanden, und Niemand würde ahnen, daß auf dieser Insel einst Hunderttausende Robben ihren Tod gefunden haben.

Fast alle vierfüßigen Bewohner der Insel sind aus Europa oder den französischen Colonien durch Schiffe hierher gebrachte Hausthiere, wie Schweine, Ziegen, Katzen, Kaninchen, welche gegenwärtig im verwilderten Zustande hier leben. Die Ziegen, welche zuerst um das Jahr 1844 eingeführt wurden, sind in großer Anzahl im nordwestlichen Theil der Insel vorhanden; Schweine dagegen werden seltener angetroffen. Während unserer Anwesenheit wurde ein Schwein und eine verwilderte Katze erlegt; wenige Tage darauf fing man die fünf Jungen dieser Katze, welche aus Mangel an Nahrung freiwillig ihr Versteck verlassen hatten. Ein Hasenweibchen, das wir aus der Capstadt mitgebracht, erhielt auf der Insel die Freiheit und es war für die Fortpflanzung dieser nützlichen Thiere ein glücklicher Zufall, daß sich auf der Insel bereits ein Männchen dieser Hasenart befand. Auch ein Paar Gänse wurden den Ansiedlern zum Geschenke gemacht, die sich vielleicht dort fortpflanzen.

Da wir die Insel unbewohnt glaubten, so war es anfänglich die Absicht, mehrere Gattungen Hausthiere verschiedener Geschlechter behufs der Fortpflanzung auf St. Paul zurückzulassen und wir hatten zu diesem Zwecke bereits

in der Capstadt verschiedene Einkäufe an Nuthieren gemacht; allein wir unterließen dieses Vorhaben unter den herrschenden Umständen, wo für dieselben wenig Aussicht vorhanden schien, so lange verschont zu bleiben, um den gewünschten Erfolg zu erreichen. Kühe werden zuweilen von Walfängern des frischen Futters wegen zur Kräftigung auf der Insel zurückgelassen und nach einigen Monaten wieder abgeholt.

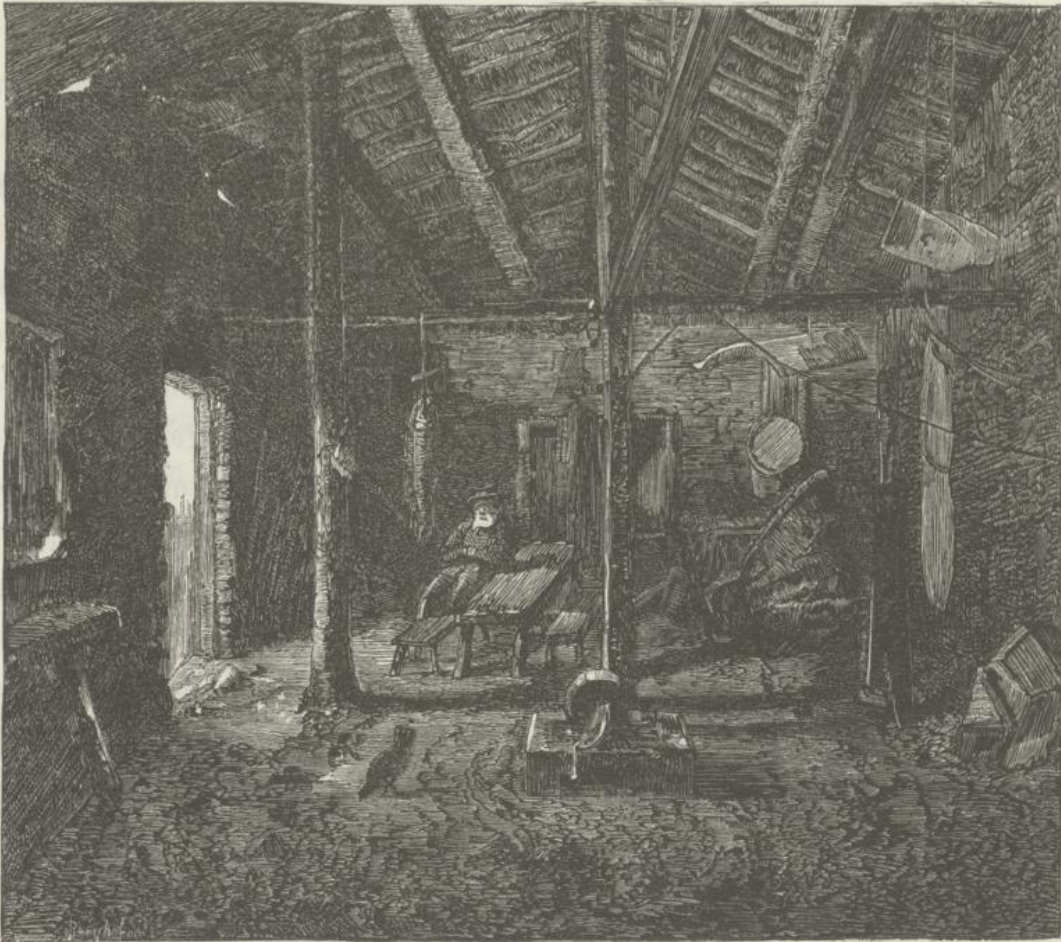
Die beabsichtigten wissenschaftlichen Arbeiten der Expedition würden leicht binnen acht Tagen vollendet gewesen sein, hätte uns nicht die Ungunst des Wetters so hartnäckig verfolgt! Hestige Nordwinde, welche jeden Gebrauch des Meßtisches im Freien unmöglich machten, wechselten unaufhörlich mit Regenböen. An astronomische Arbeiten war schon gar nicht zu denken. Beobachtungen mit dem Barometer, Thermometer, Stromgeschwindigkeitsmesser und Fluthmesser konnten allein fortgesetzt werden, und da ergaben namentlich die letzteren unter anderm das interessante Resultat, daß die Zeit der höchsten Fluth bei Vollmond und Neumond nicht wie Horsburgh (7. Ausgabe, Band 1, Seite 102) angiebt, um elf Uhr Vormittags, sondern um ein Uhr zehn Minuten Nachmittags eintritt.¹

Auch die Ausflüge zu naturwissenschaftlichen Zwecken begegneten großen Schwierigkeiten und Hindernissen. Eines Tages war der Regen so heftig, daß die leichte Decke unserer Wohnstube vor dem Eindringen der herabstürzenden Regenmasse nicht länger zu schützen vermochte, und es begann aus unzähligen Fugen und Rissen auf Bett, Tisch und Fußboden zu triefen. Da sich jeder in der Stube des Nachbars vor dem Regen geschützter glaubte, so fing bald eine förmliche Auswanderung an, welche freilich rasch wieder ihr Ende erreichte, als man die traurige Genugthuung gewonnen hatte, daß das Schicksal wenigstens höchst unparteiisch zu Werke ging, und einen jeden von uns in völlig gleichem Maße seine Neckereien fühlen ließ. Und so saßen wir denn so manche trübe Stunde in dem unheimlichen, Wind und Regen preisgegebenen Raume,

¹ Nach Macartney steigt bei Vollmond und Neumond die Fluth senkrecht 8 bis 9 Fuß. Ein nördlicher Wind verursacht immer die größte Fluth, deren Richtung südöstlich zu Süd und nordöstlich zu Nord ist, während die Geschwindigkeit der Strömung 3 Meilen in der Stunde beträgt. — Die Resultate der, von der Novara-Expedition im Becken von St. Paul angestellten Fluthbeobachtungen sind: Hafenzzeit 1^h 12^m. Der größte beobachtete Unterschied zwischen Hoch- und Tiefwasser 5 Wiener Fuß. Der Felsblock am Ufer befindet sich 10 Schritte östlich von der Landungsstelle im Kraterbecken und wurde oberhalb platt gemeißelt, so daß derselbe nach unseren Bestimmungen 3 Fuß 7 Linien Wiener Maß über den mittleren Meeresspiegel hervorragt, an welchem der benützte Fluthmesser aufgestellt war. Die Geschwindigkeit der Fluth, oder Ebbe-Strömung an der Einfahr betrug im Maximum 4 Seemeilen stündlich

mit aufgespanntem Regenschirm oder eingehüllt in einen Kautschukmantel, und blickten mitleidsvoll die zahlreichen Kästchen mit werthvollen Instrumenten an, welche, anstatt im Dienste der Wissenschaft bei der Lösung so mancher schönen Aufgabe mitzuwirken, nun zu einer so verderbenbringenden Unthätigkeit verurtheilt waren.

Zum Glück zeigten sich alle Betheiligten vom wärmsten Eifer für das Unternehmen und sein Gelingen beseelt und statt daß jene Lawine von



Inneres einer Wohnhütte.

Schwierigkeiten, welche sich unseren Anstrengungen entgegenwälzte, die Kräfte erlahmte, wuchs vielmehr in jedem Einzelnen mit der Widerwärtigkeit der Verhältnisse die Willensstärke und die Zuversicht.

Sobald in der von uns bewohnten, besser zur Beobachtung der Richtung und Stärke des Windes als zum Schlafgemach geeigneten Wohnstube nur einigermaßen das frühere Verhältniß zurückgekehrt war, benützten wir die noch wenig zu Excursionen einladende Witterung, um eine ziemlich zahlreiche

Sammlung sehr hübsch eingebundener Bücher zu mustern, welche sich auf einer an den vier Wänden hinlaufenden Bücherstelle aufgeschichtet befanden, und von dem durch die Plafonddecke sickernden Regenwasser gleichfalls viel zu leiden hatten. Sie waren von einem früheren Besitzer der Fischerstation hierhergebracht worden und beim Verkauf derselben nebst den sonstigen Geräthschaften an Mr. Ottovan übergegangen, welcher zwar zuweilen St. Paul für einige Monate bewohnt, sich aber, wie der Zustand der Bücher zeigte, nur wenig um dieselben zu kümmern scheint. Da es immer seltsam genug ist, auf einer so öden, verlassenem Insel so vielen Sproßlingen des höchsten Culturlebens zu begegnen, so wollen wir in einer Note einige der interessantesten Werke der circa 150 Bände umfassenden Bibliothek anführen, welche einer besseren Verwendung würdig wären, als hier unberührt und unbefragt im Staube endlich zu vermodern.¹

Weniger glücklich waren wir in Bezug auf die Auffindung irgend eines Documentes, welches direct oder indirect über die ältere Geschichte St. Pauls Kunde gegeben hätte. Das einzige vorhandene Schriftstück, welches in einiger Beziehung zur Insel stand, war ein während der Regierung Louis Philipp's am 20. Februar 1846 dem Sieur Adam in St. Denis (auf der Insel Bourbon) ausgefertigter Erlaubnißschein (Congé), „mit dem Zweimaster *la Mouche* (32 Tonnen Gehalt) unter dem Schutze der französischen Flagge gegen die Entrichtung einer gewissen Gebühr fahren zu dürfen“. *La Mouche* ist dasselbe Fahrzeug, mit welchem auch Biot mehrere Reisen von St. Denis nach St. Paul gemacht hat. Dieses Document, das eines Abends der alte Franzose aus einer dickbestaubten Schublade hervorzog, lenkte unwillkürlich

¹ Es befinden sich darunter Charles Bonnet's naturgeschichtliche Werke. Neuchâtel 1783. — 3. 2. Lacharpe's *Abrégé de l'histoire générale des voyages*. Paris 1816. — Horace's Werke in französischer Uebersetzung mit Noten und kritischen Bemerkungen von M. Dacier. Paris 1691. — *De la félicité publique, ou considérations sur le sort des hommes dans les différentes époques de l'histoire*; A. Bouillon, de l'imprimerie de la société typographique. Paris 1776. — *Essai sur la vie du grand Condé par Louis Joseph de Bourbon, prince de Condé, actuellement en Angleterre; à Londres, 1^r mai 1807.* — *Précis des journées des 15, 16, 17 et 18 juin 1815, ou fin de la vie politique de Napoléon Buonaparte; par Giraud, auteur de la campagne de Paris en 1814.* Paris 1815. 1^r vol. 8. — *Histoire des guerres des Gaulois et des Français en Italie, avec le tableau des évènements civils et militaires qui les accompagnèrent et leur influence sur la civilisation et les progrès de l'esprit humain. Depuis Bellovise jusqu'à la mort du Louis XII par l'ex-adjudant général Auguste Jubé, tribun.* — *Depuis Louis XII jusqu'au traité d'Amiens par Joseph Servan, général de division. Dédiées à Sa Majesté l'Empereur.* Paris, an XIII (1805). — *Manuel des habitants de St. Dominique, contenant un précis de l'histoire de cette isle depuis sa découverte etc. par S. J. Ducoeurjoly, ancien habitant de St. Dominique.* Paris 1802, an X. 2 volumes.

das Gespräch auf den einstmaligen Tyrannen von St. Paul, und was war da natürlicher, als daß wir nach der Zahl der Gräber frugen, welche sich auf diesem romantischen „Père la Chaise“ erheben? „Das Klima ist viel zu gesund, und die Insel zu wenig bewohnt, als daß es auf St. Paul viele Gräber geben sollte!“ antwortete Biot. Von den Schwarzen, welche einst Sieur Adam unter so drückenden Verhältnissen auf der Insel arbeiten ließ, sind zwar viele der Härte der Behandlung erlegen, aber Niemand weiß, wo ihre Leichen ruhen, vielleicht liegen ihre Gebeine über die Insel zerstreut, gleich den Körperresten jenes schwer verfolgten Sturmvogels (*Prion vittatus*), welche die Raubmöve gleichgültig wegwirft, nachdem sie ihn abgefleischt und den besten Theil davon lüstern verzehrt hat. — Nur zwei Gräber sind den dermaligen Bewohnern St. Pauls bekannt: das eine ist die Ruhestätte einer Engländerinn, welche auf einem Rauffahrer, als dieser sich gerade in der Nähe der Insel befand, starb, und deren Leichnam hier an der Nordseite des Kraterbeckens in die Erde versenkt wurde; das zweite birgt die Leiche eines Schiffscapitäns, welcher zufällig durch das Umschlagen seines kleinen Bootes im Bassin ertrank, als er sich bei drohendem Wetter zu nahe der Barre wagte. Sein Grab, auf einem kleinen Abhang dicht hinter den Ansiedlerhütten gelegen, trägt noch heute die Spuren der Pietät, mit welcher es errichtet wurde; eine Einfassung von großen mit Sorgfalt gelegten Steinen macht die Stätte und ihre Bedeutung leicht erkennbar.

Schiffbrüche sind auf St. Paul unerhörte Ereignisse; wenigstens sollen dieselben seit Menschengedenken daselbst nicht vorgekommen sein. Minder selten dagegen sind sie auf der Schwesterinsel, wie noch in neuester Zeit die Katastrophe des *Meridian* beweist. Indes tragen an solchen traurigen Ereignissen nicht immer die Elemente allein Schuld. Es zerschellen zuweilen Schiffe an der Küste von Amsterdam unter den günstigsten Witterungsverhältnissen, so daß man fast versucht ist zu glauben, es werden derlei Unglücksfälle zuweilen absichtlich herbeigeführt, um für ein vielleicht schon halb untauglich gewordenes Schiff eine hohe Assurance-Prämie ausbezahlt zu erhalten; eine gerade nicht sehr gewissenhafte Handlung, die sich jedoch zuweilen auch seefahrende Eingeborene an der Küste Griechenlands zu Schulden kommen lassen sollen. Im Februar 1855 scheiterte an der nordöstlichen Küste von Amsterdam ein nordamerikanischer Walfänger bei vollkommener Windstille und völlig klarem Himmel, so daß sich die ganze Mannschaft, einige 30 Menschen, nebst

Provision und Gepäcksstücken retten konnten. In einem der Seitenboote des gestrandeten Schiffes fuhr der Capitän nach der 42 Seemeilen entfernten Insel St. Paul, in der Hoffnung, vielleicht daselbst menschliche Hülfe zu treffen. Eine glückliche Fügung wollte, daß so eben (da sich der Vorfall in der günstigen Jahreszeit ereignete) ein Schiff des Mr. Ottovan aus St. Denis, welches seltsamer Weise den Namen „Ange Gardien“ führte, zur Ladung von Fischen im Kraterbecken der Insel vor Anker lag. Diesem Umstande verdankten es die Schiffbrüchigen, daß sie sich bereits vierzehn Tage später auf dem Wege nach Mauritius befanden. Im Munde der Bewohner von St. Paul circulirte die Sage, der Capitän des gestrandeten Walfängers habe mit einigen Gefährten in einem Boote im Nordosten Amsterdams in der Absicht gelandet, um nach einer Summe von mehreren Tausend Dollars zu suchen, welche ein früherer Besucher dieser Insel aus ziemlich dunklen Gründen daselbst vergraben hatte. Während der Capitän am Lande lange vergebens nach den verborgenen Schätzen spürte, soll sich nun der in seiner Abwesenheit mit der Führung des Schiffes Betraute zu sehr der Insel genähert, und dadurch das Zerschellen des Fahrzeuges an den zahlreichen Felsriffen der Küste herbeigeführt haben. Ein Theil der vergraben gewesenen Summe wurde richtig aufgefunden. Nach der Aussage Biot's soll der Capitän 1000 Dollars und einer seiner Gefährten 300 Dollars dem Schoße der Erde entronnen haben.

Am Morgen des 3. December endlich — dem fünfzehnten Tage unseres Aufenthaltes auf St. Paul — erschien der Himmel in einer solchen Reinheit, daß man sich mit größerer Wahrscheinlichkeit als bisher der Hoffnung hingeben zu können glaubte, die noch erübrigenden Arbeiten ungestört einer glücklichen Beendigung zuführen zu können. Allein schon der nachfolgende Tag war wieder für Arbeiten im Freien, besonders für astronomische Beobachtungen äußerst ungünstig, indem ein ziemlich starker Nordostwind unaufhörlich dicke Regenwolken über die Insel jagte, von denen sich gerade die schwersten über unseren Häuptern entluden. Glücklicher Weise dauerte dieses Unwetter nicht so lange als das erste Mal, und als am 6. December früh die Novara neuerdings vor St. Paul erschien und mittelst Signalen sich über den Stand der auszuführenden Arbeiten erkundigte, waren wir so glücklich, auf gleichem Wege antworten zu können, daß die wichtigsten derselben vollendet, und Officiere und Naturforscher zur Wiedereinschiffung bereit seien.

Gegen neun Uhr Morgens ankerte die kais. Fregatte in 25 Faden Grund, fast an derselben Stelle, wo das englische Schiff Fly, Capitän Blackwood im Jahre 1842 lag. Es war das dritte Mal, daß die Novara an der Ostküste von St. Paul vor Anker ging. Zweimal früher hatte sie ungemein stürmisches Wetter genöthigt sich von der gefahrdrohenden Küste entfernen und die Unbill ertragen zu müssen, von den tobenden, riesigen Wogen des aufgeregten Elements Tage lang herumgepeitscht zu werden.

Eines der Boote, welches die Fregatte behufs unserer Wiedereinschiffung ans Land schickte, brachte zugleich einige Geschenke der Expedition an die Bewohner der Insel mit, die sich während unseres Aufenthaltes daselbst so gastlich und dienstfertig gegen uns benommen hatten. Die Geschenke bestanden in Schiffszwieback, Salzfleisch und verschiedenen anderen Eßwaaren, in Wein, einem Feurgewehre, einer Wolldecke, Kleidern, Fußbedeckung, Arbeitswerkzeugen, Medicamenten, Essig, Del u. s. w. Die armen bescheidenen Bewohner waren höchst entzückt über diese unerwartete Bescherung und namentlich Biot schien überglücklich, als er eine Anzahl Werkzeuge darunter erblickte, deren bisheriger Mangel bei den vielen im Innern der lustigen Holzbauten nöthig gewordenen Reparaturen täglich fühlbarer wurde.

Wir ließen auf der Insel St. Paul ein Buch zurück, in welchem die Hauptmomente unserer Thätigkeit auf St. Paul in drei Sprachen (deutsch, englisch und französisch) zu dem Zwecke verzeichnet waren, um späteren wissenschaftlichen Besuchern dieses Eilandes Anhaltspunkte für weitere Forschungen und Beobachtungen zu geben und dieselben gleichzeitig zur Fortsetzung dieser Aufzeichnungen anzuregen.

Wir lassen dieses Schriftstück hier wörtlich folgen, welches vielleicht noch zu einer Zeit Kunde von der wissenschaftlichen Thätigkeit der österreichischen Expedition auf der Insel St. Paul im indischen Ocean geben wird, wenn die daran betheiligten Mitglieder bereits längst die Fahrt angetreten haben dürften „in jenes unentdeckte Land, aus dem kein Wanderer zurückkehrt“.

„Die kais. österreichische Fregatte Novara, 44 Kanonen, unter den Befehlen des Commodore v. Wüllerstorff-Urbair auf einer Reise um die Erde zu wissenschaftlichen Zwecken begriffen, ankerte am 19. November 1857 früh neun Uhr an der östlichen Seite von St. Paul in der Absicht, astronomische, magnetische, meteorologische und geodätische Messungen vorzunehmen und die Insel gleichzeitig naturwissenschaftlich zu durchforschen. Neuest

ungünstige Witterungsverhältnisse verzögerten wesentlich den Aufenthalt der kais. Expedition und nachdem dieselbe die wichtigsten Beobachtungen und Untersuchungen ausgeführt und naturwissenschaftliche Sammlungen gemacht hatte, deren Resultate seiner Zeit dem Drucke übergeben werden sollen, verließen die an den verschiedenen Arbeiten betheiligten Officiere und Naturforscher am 6. December dieses Jahres wieder St. Paul, indem jeder einzelne von ihnen die befriedigendsten Erinnerungen an dieses interessante Eiland und seine drei armen, aber freundlich zuvorkommenden Bewohner mit sich nahm.

„Zur Richtschnur für spätere Forscher auf dieser Insel diene, daß:

„1. der Beobachtungspunkt sich nördlich von den Ansiedlerhütten auf einem Hügel befand, der durch eine kleine steinerne Pyramide kennbar gemacht wurde, auf welcher die von der österr. Expedition gefundene:

Breite $38^{\circ} 42' 55''$ südlich,

Länge $77^{\circ} 31' 18''$ östlich von Greenwich

verzeichnet steht; ¹

„2. die Richtung des von diesem Punkte nach dem entgegengesetzten südlichen Ufer des Kraterbeckens gezogenen wahren Meridians durch ein daselbst in einen Felsen gehauenes schiefes Kreuz kennbar gemacht wurde;

„3. der Fluthmesser an einem Felsen nächst dem Landungsplatze aufgestellt war und auf einer zu diesem Behufe geglätteten Felsfläche die Höhe der Fluth über dem mittleren Wasserstand (3 Fuß 5 Zoll Wiener Maß) angegeben wurde; endlich

„4. die magnetischen Beobachtungen in einer eigens zu diesem Zwecke errichteten Hütte auf dem kleinen Plateau hinter den Ansiedlerhütten gemacht

¹ Unsere Zeitübertragung von der Cap. Sternwarte durch vier sehr gut stimmende Chronometer mit dem Gange zwischen Cap und St. Paul in einer Zwischenzeit von 46 Tagen ergab St. Paul $3^h 56^m 11^s 0$ östlich von der Cap. Sternwarte oder, mit der Länge der letztern (Nautical Almanac), $1^h 13^m 55^s 0$ östlich von Greenwich, Länge von St. Paul $5^h 10^m 6^s 0$ östlich von Greenwich. Zwischen St. Paul und Madras wurde durch sechs, wegen der großen Zwischenzeit von 67 Tagen minder gut stimmende Chronometer der Längenunterschied $0^h 10^m 51^s 8$ (St. Paul westlich von Madras) gefunden. Mit der Länge der Sternwarte zu Madras $5^h 20^m 57^s 0$ östlich von Greenwich (vom Director derselben, Major Jacobs angegeben, während der Nautical Almanac dafür $5^h 21^m 3^s 77$ Ost giebt), ergab sich Länge von St. Paul $5^h 10^m 5^s 2$ östlich von Greenwich. Aus beiden erhaltenen Resultaten wurde das Mittel $5^h 10^m 5^s 6$, oder **$77^{\circ} 31' 24''$ als endgültige Länge** für St. Paul angenommen, die Breite wurde durch Beobachtung von Circummeridianhöhen der Sonne an zwei verschiedenen Tagen mittelst des Theodoliten bestimmt. Eine nachträgliche, mit Berücksichtigung aller Correctionen durchgeführte Rechnung ergab für St. Paul **$38^{\circ} 42' 47''$ südl. Breite.**

wurden, wo zugleich von Seite der Expedition die Anpflanzung einiger nützlicher Baumarten geschah.

„Die Namen der Officiere und Naturforscher, welche unter der Oberleitung des Befehlshabers der kais. Expedition an den verschiedenen wissenschaftlichen Arbeiten Theil nahmen, sind: für Astronomie und Erdmagnetismus: Schiffsfähnrich Robert Müller; für Botanik: Dr. Eduard Schwarz und Kunstgärtner Zellinek; für Geodäsie und Meteorologie: Fregattenfähnrich Eugen Kronowetter; für trigonometrische Messungen des Kraterbeckens: Fregattenfähnrich Gustav Battlogg; für Geologie und Physik der Erde: Dr. Ferdinand Hochstetter; für Länder- und Völkerkunde: Dr. Karl Scherzer; für Zoologie: G. Frauenfeld und J. Zelebor; als Zeichner und Maler: Joseph Selleny.“

Gegen fünf Uhr Nachmittags kehrten die letzten Boote mit Meß- und Nivellir-Instrumenten und sonstigen Gepäcksstücken von der Insel zurück.¹ Die Einschiffung war vollendet. Eine halbe Stunde später lichtete die Novara bereits den Anker und steuerte, begünstigt vom reizendsten Wetter, voll Befriedigung und Zuversicht der Schwesterinsel Neu-Amsterdam zu. Nicht ohne Anflug einer elegischen Stimmung sahen wir jetzt allmählig die scharfen Contouren von St. Paul im Dunkel der hereinbrechenden Nacht traumhaft verschwinden. Knüpfte sich doch gar manche unvergeßliche Erinnerung an unseren Aufenthalt auf diesem weltabgeschiedenen Eilande! — —

Und nun im Momente unseres Scheidens sei uns gestattet noch einen Blick auf die Gesamttätigkeit der Novara-Expedition während ihres Aufenthaltes auf St. Paul zu werfen.

Noch niemals früher sind auf dieser, für die nach Ostindien, China, Australien und Neu-Seeland gehenden Schiffe so wichtigen Insel astronomische und magnetische Beobachtungen so wie geodätische Messungen in einer solchen umfassenden Weise angestellt worden, als durch die kais. österr. Expedition. Von einer gemessenen Basis aus wurden vermittelst des Theodoliten verschiedene Punkte des untern und obern Kraterandes bestimmt, und vom letztern aus mittelst des Neptisches ein geometrisches Netz bis zum Inselrande fortgesetzt. Zugleich entwarf Dr. Hochstetter mit Hülfe der Bouffole und des

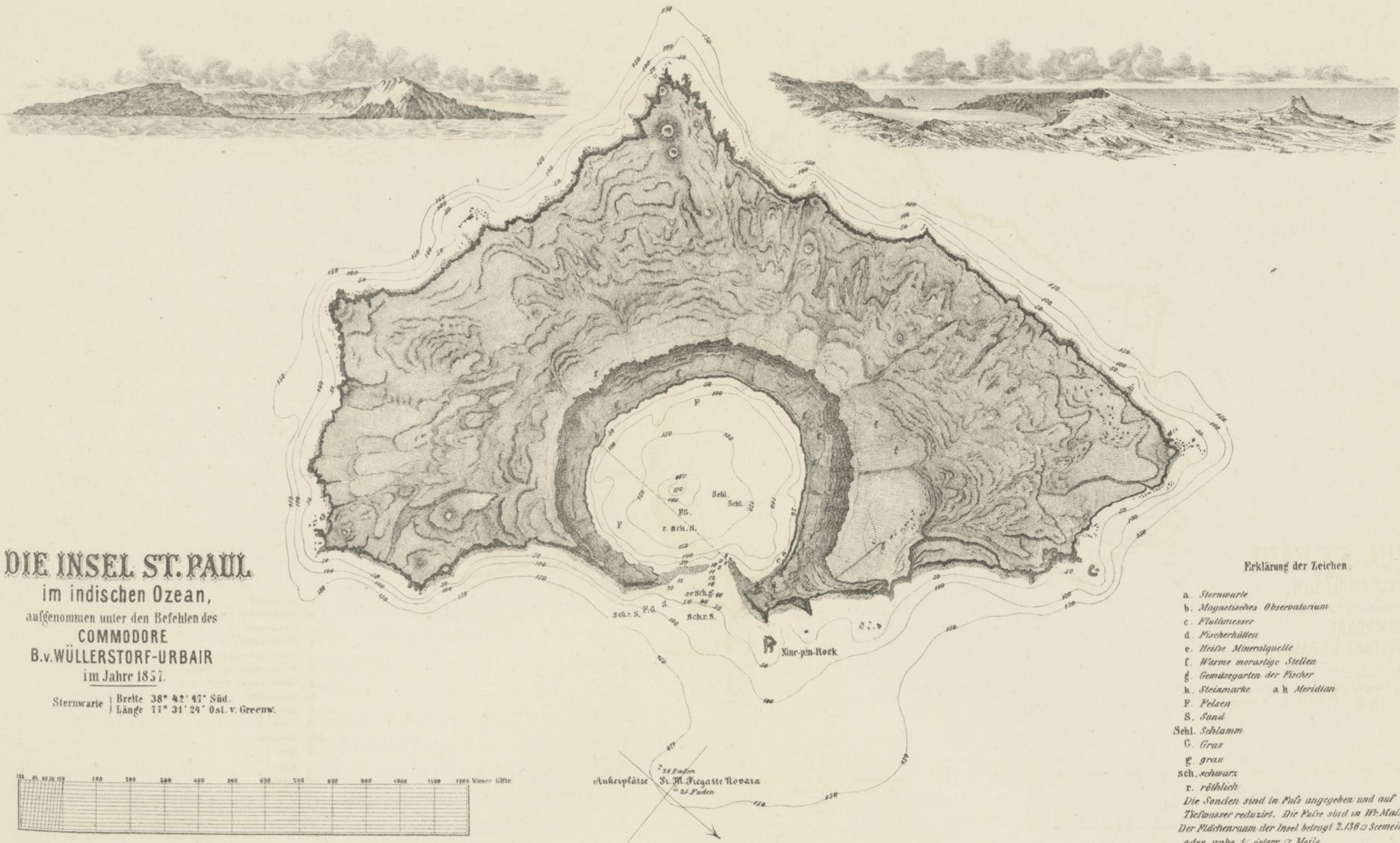
¹ Wir erachten es hier nicht unwichtig, Angesichts mancher zerbrochenen Libellen und Glasröhren späteren wissenschaftlichen Reisenden dringend zu empfehlen, von allen zerbrechlichen Theilen von Instrumenten einen reichen Vorrath mitzunehmen, da man solche unscheinbare Gegenstände außer Europa nur sehr schwer zu ersetzen im Stande ist und sodann der Mangel einer Libelle oder eines sonstigen kleinen Bestandtheiles oft völlig um den weiteren Gebrauch des mitgenommenen Instrumentes bringt.

Stampfer'schen Nivellir-Instrumentes eine, ursprünglich nur für geologische Zwecke bestimmte Karte, während der Maler der Expedition, Herr Selleny, nach den mit dem Nivellir bestimmten Punkten den äußern Inselrand zeichnete. Durch diese vereinten Kräfte kam eine Karte von St. Paul zu Stande, welche bis in die kleinsten Details ein vollkommen richtiges und genaues Bild von der Form und den Oberflächenverhältnissen der Insel giebt. Diese Detailkarte wurde nach den gemachten Messungen im Maßstabe von 132 Wiener Klaftern gleich 1 Wiener Zoll oder $\frac{1}{9504}$ der natürlichen Größe ausgeführt. Nicht weniger interessirend dürften für die Beschiffer des indischen Oceans die Ergebnisse derjenigen Beobachtungen sein, welche während unseres achtzehntägigen Aufenthaltes auf St. Paul mit dem Barometer, Thermometer, Fluthmesser und Stromgeschwindigkeitsmesser zu bestimmten Stunden Tag und Nacht angestellt wurden, die Sondirungen im Kraterbecken und an beiden Seiten der Barre, so wie die vom Befehlshaber der Expedition am Bord der Fregatte in der See um St. Paul gemachten meteorologischen Beobachtungen.¹ Indem die vollständige Veröffentlichung dieser Daten dem nautischen Theile dieses Werkes vorbehalten bleibt, wollen wir hier nur die wichtigsten Resultate folgen lassen.

Die größte Länge der Insel von Nordwest nach Südost beträgt drei Seemeilen, die größte Breite von Südwest nach Nordost zwei Seemeilen; die Gesammtoberfläche 1,600.000 Quadratklaster; der höchste Punkt des Kraterandes ist 846, der größte Durchmesser des obern Kraterrandes 5490, der kleinste 4590 Wiener Fuß; der größte Durchmesser des Bassins am Spiegel des Meeres ist 3984, der kleinste 3444 Wiener Fuß.

Leider gestatteten die Witterungsverhältnisse nicht die Lothungen außerhalb der Insel in regelmäßiger Weise vorzunehmen, so wie auch jene im Hafen oder Kraterbecken eine Beschränkung erleiden mußten. Aus gleicher Ursache vermochten wir nicht die Meeresströmung in den Gewässern der Insel zu bestimmen, indem sich unter den herrschenden Umständen erklärlicher Weise die verkehrtesten Resultate ergaben. Die naturwissenschaftliche Ausbeute war zwar eine beschränkte, aber gerade dadurch um so werthvoller. Dem

¹ Mehrere auf den Drehsturm bei der Insel St. Paul Bezug habende Aufsätze aus der Feder des Befehlshabers der Expedition finden sich abgedruckt in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft, 2. Jahrgang, 2. Heft, Seite 230; ferner im 36. Bande, Seite 143, und im 39. Bande, Seite 105 der Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften in Wien.



DIE INSEL ST. PAUL

im indischen Ozean,
 aufgenommen unter den Befehlen des
COMMODORE
B.v. WÜLLERSTORF-URBAIR
 im Jahre 1857.

Sternwarte } Breite 38° 42' 47" Süd.
 } Länge 17° 34' 24" Ost. v. Greenw.



Erklärung der Zeichen.

- a. Sternwarte
- b. Magnetisches Observatorium
- c. Fluthmesser
- d. Fischerhütten
- e. Heiße Mineralquelle
- f. Wärme morastige Stellen
- g. Gemüsegarten der Fischer
- h. Steinmarke a h Meridian
- F. Felsen
- S. Sand
- Schl. Schlamm
- G. Gras
- g. grau
- sch. schwarz
- r. röthlich

Die Sonden sind in Fuß angegeben und auf
 Tiefwasser reduziert. Die Maße sind in W. Maß
 Der Flächenraum der Insel beträgt 2,136 □ Seemeilen,
 oder nahe 1/4 österr. □ Meile.

Aus d. k. k. Hof- u. Staatsdruckerei

Geognosten mußte es vom höchsten Interesse sein, durch persönliche Anschauung und Untersuchung St. Paul mit wissenschaftlicher Bestimmtheit in eine jener vier Hauptgruppen einzureihen, in welche nach Alexander v. Humboldt's Ansicht die vulcanischen Gebilde unseres Planeten zerfallen. Auf Grund dieser neuesten petrographischen Unterscheidungen der Vulcanformationen jenes größten deutschen Naturforschers gehört die Insel in eine Classe mit dem Chimborazo, Popocatepetl, Teneriffa u. s. w., kurz in die sogenannte Chimborazoformation. St. Paul ist nach dem Urtheile des Geologen der Expedition ein erloschener, vulcanischer Kegelsberg, von dem ein kleiner nordöstlicher Kegelabschnitt in die Tiefe des Meeres versunken, gerade so viel, daß dem Meere ein schmaler Eingang in den erloschenen Krater geöffnet wurde, während der gesunkene Theil ein unterseeisches Plateau vor dem Kratereingange bildet, auf welchem Schiffe ankern können. Der höchste Punkt des Kraterandes ist nach unseren trigonometrischen Messungen 846 Wiener Fuß hoch, die größte Tiefe des Kraterbassins 34 Faden.

Von West gesehen bildet die Insel einen flachen, mit 10 Grad aufsteigenden, oben abgestumpften Kegel, am Uferrande mit mehreren kleinen Schlackefegeln besetzt, die gleichsam parasitisch wie Warzen an dem Hauptkörper sitzen.

Petrographisch sind St. Paul und Neu-Amsterdam vollkommen gleichbedeutend. Die Gesteine sind Basaltklaven, die aus glasigem Oligoklas und Augit bestehen, und Olivin und Magneteisen eingemengt enthalten. Ein außerordentlich instructives Profil, welches an der Ostseite der Insel hinter dem „Nine pin rock“ an der von uns sogenannten „Pinguin-Bai“ durch hohe Abstürze aufgeschlossen ist, läßt in den gegenseitigen Lagerungsverhältnissen und in der petrographischen Beschaffenheit abwechselnde Tuff- (auch Bimssteintuffe kommen hier vor) und Lavaschichten, so wie in charakteristischen Gangbildungen vier Hauptperioden in der geologischen Entwicklungsgeschichte von St. Paul erkennen; drei Perioden submariner vulcanischer Thätigkeit, und eine letzte supramarine Periode, der die Insel wahrscheinlich ihre Erhebung über die Meeresoberfläche verdankt. Heute ist St. Paul nichts mehr als eine dampfende Fumarole; reine Wasserdämpfe ohne Spur von schwefligsauren oder salzsauren Dämpfen entströmen den Spalten des innern Kraterandes und auf der Höhe der Insel den Spalten der jüngsten Lavaschichten.

Der Botaniker fand in dieser einfachen Natur die seltene Gelegenheit, eine deutliche Anschauung zu gewinnen von dem Auftreten und der

Verbreitungsart gewisser Pflanzenformen auf primitivem Boden. Sechs eigentliche Gräser und ein Halbgras oder eine Cyperacee sind die Componenten der Vegetation der Insel. Eine Binse und drei bis vier Gräser machen die Hauptmasse davon aus. Der nach dem Plateau steigende Sammler läßt zwei Gräser an genau begrenzten Standorten zurück. Eines in unmittelbarer Nähe der menschlichen Wohnungen (*Avena*), das zweite (*Digitaria*) in der Nachbarschaft der Terrassenfelder, gerade der Kratereinfahrt gegenüber, an warmen Stellen, welchen, sobald die Erde etwas ausgewühlt wird, Wasserdampf entströmt. Unentschieden bleibt, ob die andern Grasforten, *Setaria*, *Holcus* und *Poa*, der Insel St. Paul allein angehören oder der von den Pflanzengeographen zusammengefaßten Gruppe der Edwards-, Kerguelen-Inseln und St. Paul gemeinsam eigen sind.

Zwischen diesen Gräsern erheben sich dort und da, im Ganzen aber selten, verwilderte Gemüse, welche die zeitweiligen Bewohner hier gepflanzt haben.¹ Im Krater stand noch *Sonchus arvensis* und ein *Plantago*. Am südlichen Theil des Kraterrandes findet man *Cerastium* und *Stellaria media*; beide auf kleinen Territorien verbreitet und nicht häufig. Von Kryptogamen fanden die Botaniker vier Flechten: zwei *Parmelien*, eine *Evernia* und eine *Cladonia*, die erstgenannten reichlich die Blöcke am Kraterrande überziehend.

Algen kamen 33 Species vor. Die ins Wasser gerollten Steine sowohl wie die Fläche, welche während der größten Ebbe noch unter Wasser blieb, waren völlig überdeckt von der *Dicourella flabellata*. Die größte Masse bildete *Gigartina radula*, eben im Fruchtzustande. Seder Regung im Wasser folgten schwache, zarte Conserven, und bleiche und gefärbte Laminarien. Die Brandung hatte die Steine mit der entwurzelten *Macrocystis perifera* bekränzt. An Lebermoosen fanden sich *Marchantia* und *Jungermannia*; an Laubmoosen *Sphagnum* und zwei *Bryum*-Arten; zwei Farren mit eben beginnender Fructification am Plateau, ferner ein *Lycopodium*, das ziemlich häufig vorkommt und zuweilen *Sphagnum* durchwächst. Im Ganzen fanden die Botaniker auf der Insel 11 Phanerogamen, 4 Flechten, 33 Algen, 2 Farren, 2 Lebermoose, 3 Laubmoose, 1 *Lycopodium*. Es sind bei dieser Aufzählung die von den Bewohnern cultivirten europäischen Gemüse, so wie jene Pflanzen weggelassen, welche wahrscheinlich mit den Gemüsen auf die

¹ Unter diesen verwilderten Pflanzen fanden wir: *Rumex acetosella*, *Cynara scolymus*, *Solanum tuberosum*, *Daucus carota*, *Petroselinum sativum*, *Brassica oleracea*, *Raphanus sativus*.

Insel importirt oder von früheren Besuchern ausgestreut wurden. Die steinige Unterlage der Insel zeigt sich nur dürftig von einer vegetabilen Schichte bedeckt, welche unter den Schritten einsinkt. Die Wände des Kraters so wie das ganze Plateau tragen die einfach schmucklose Tracht von Gräsern zur Schau; aber nicht etwa grasbedeckte Felder, sondern einzelne, dicht an einander gedrängte Grasbüsche, welche auf den Grabhügeln hundert vergangener Pflanzengenerationen zu wachsen scheinen. Zuweilen findet man an der Basis eines die Gräser überragenden Schlackenblockes ein Moos oder in ausgewaschenen Lavastücken ein Farrenkraut, oder man erblickt mit Staunen in vernachlässigter Gestalt und Haltung gute alte Bekannte aus Europa, wie z. B. die Möhre, die Petersilie, die Kartoffel, welche sich wahrscheinlich der Cultur auf jenen Terrassenfeldern entzogen haben, und sich im verwilderten Zustande über die Insel verbreiten. Aber kein Baum, kein Strauch kommt auf der ganzen Insel zum Vorschein. —

Auch in Bezug auf die Thierwelt gewährte das wengleich zoologisch arme Gebiet von St. Paul dem denkenden Naturforscher manche Befriedigung. Nur eines der Gräser ist von einem zahlreich vorhandenen Insecte, einer winzig kleinen Cicade, *Delphas hemiptera*, besucht, von dem es indeß schwer zu sagen ist, ob es vor, oder erst mit dem Verkehr der Menschen nach St. Paul gelangte. An andern bestimmt eingeführten Insecten fand der Zoolog der Expedition die gewöhnliche Schmeißfliege, eine Mücke, die überall begegnete Küchenfliege, die Bücherlaus, einen Zangenkäfer und den Floh; ferner einen Isopoden, und unsere Kellerassel in wirklich fabelhafter Menge.¹ Es sind dies Thiere, welche dem Menschen überall nachfolgen, wohin er nur immer den Fuß setzt, und von Unrath oder zersetzenden organischen Stoffen leben. Die ebenfalls auf diese Weise mit Wollstoffen dahin gebrachte Kleidermotte abgerechnet, findet sich auf der Insel kein Schmetterling, kein bienenartiges Insect, kein Netzflügler, keine Schricke. Auch Käfer kann man fehlend nennen, denn der einzige Repräsentant, ein kleiner Laufkäfer, dürfte weit eher wieder aussterben als besonders gedeihen; dagegen finden zwei Spinnenarten durch die Fliegen, die sich unermesslich vermehren, hinlängliche Nahrung.

Die dem Meere angehörigen Arten sind etwas reicher vertreten, wengleich mit wenigen Ausnahmen winzig klein und unansehnlich. Das größte

¹ Diese Thiere bedecken in so dichten Haufen die Insel, daß einer der Naturforscher ihre Anzahl auf 6000 Millionen schätzte, indem derselbe 100 Stück als Minimum auf jeden Quadratfuß der Insel rechnete.

Schalthier, ein Tritonium, erreicht nur drei Zoll Länge; Patella, am äußern Umfange der Insel sehr zahlreich, wird wenig über einen Zoll groß; sämtliche übrigen Weichthiere (wie Buccinum, Defrancia, Mangelia, Natica, Paludinella, Adeorbis, Janthina, Fissurella, Scutellina, Lepidopleurus, Bulla, Asteronotus, Doto) erreichen kaum einige Linien oder sind noch kleiner.

Die Brachiopoden haben einen niedlichen Repräsentanten in Terebratulina von nur zwei Linien Größe, die aber dennoch Riesen gegen die einzigen zwei Muscheln sind, welche außerdem noch hier vorkommen, Kellia und Lima, deren jede kaum eine halbe Linie erreicht.

Von Wirbelthieren sind vorzüglich die Fische Ursache, daß die Insel jährlich regelmäßig besucht wird. Ein in der Nähe derselben außerordentlich zahlreicher Stachelklosser, Cheilodactylus fasciatus, bildet den Hauptfischfang, außerdem wurde noch von der Fregatte aus Thyrsites Atun häufig geangelt.

Von Amphibien ist keine Spur auf der ganzen Insel zu finden; die Vögel gehören vorherrschend den die weite See bewohnenden langflügeligen Schwimmvögeln an, wie Diomedea exulans und chlororhynchus, Phobetria fuliginosa, Stercorarius antarcticus, Prion vittatus und eine noch unbeschriebene Sterna-Art, von denen die vier letzteren theils Eier, theils Junge hatten. Von Flossentäuchern lebte ein Pinguin, Eudyptes chrysocoma, in zwei Colonien an den schroffen Klippenabhängen mit zahlreichen schon ziemlich großen Jungen.¹ Mehrere andere Seevögel, welche das Schiff noch in den letzten Tagen vor der Ankunft auf St. Paul begleitet hatten, trafen wir nicht an. Auch die auf der Insel vorkommenden Vögel sollen nach der Aussage der Fischerleute später, wenn ihre Jungen vollkommen erwachsen sind, dieselbe zeitweise verlassen und erst zur Brutzeit wieder dahin zurückkehren.

Diesen Seevögeln gegenüber beobachtete Herr Frauenfeld einen einzigen echten Landvogel, einen Mauersegler (Cypselus), dessen Benehmen vermuthen ließ, daß er ein brütendes Weibchen bewache. Ein Wandervogel auf diesem winzigen Fleck Erde, nahe an dreitausend Seemeilen vom Festlande entfernt! Hunderte von Fragen tauchten beim unerwarteten Anblick dieses wohlbekanntem

¹ Einer der Zoologen, Herr Zelebor, versuchte zwei von der Insel lebend mitgenommene Pinguine, den einen mit Arsenik, den andern durch Chloroform zu tödten. Eine große Quantität des letzteren, welche hingereicht hätte einem Menschen den Tod zu geben, betäubte kaum den Pinguin, der nach einer viertel Stunde wieder völlig zu sich kam. Der zweite, welcher zwei Löffel Arsenik verschluckte, lebte noch acht Stunden.

Wanderers auf. Was mochte ihn veranlaßt haben zu dieser Selbstverbannung? War er ein Verirrter? Wählte er die Insel zum ersten Male zur Heimat? War sie seine Wiege? Und wird er später Gefährten finden, die mit ihm ziehen, mit ihm diese öde, einsame Stätte theilen? — Von Robben war nichts zu sehen, sie haben sich vor dem Schlachten und Würgen ihrer unerfättlichen Verfolger, der Robbenjäger, zurückgezogen und besuchen die Insel seit langer Zeit nicht mehr. Auch kein einziges eigenthümliches Säugethier besitzt die Insel; denn sämtliche Inselbewohner aus dieser Classe, als Ziegen, Schweine, Katzen, gegenwärtig verwildert, sind absichtlich, so wie Ratten, Mäuse u. s. w. unwillkürlich hierher versetzt worden. Sie haben übrigens alle, obwohl schon vielleicht seit hundert Jahren wild lebend, von dem Typus der Hausthiere nicht das geringste eingebüßt, als daß sie scheu und vorsichtig vor dem Menschen fliehen.

Lieferte auf diese Weise der Aufenthalt der kais. Expedition auf St. Paul durch Beobachtung und Sammlung der Wissenschaft manches interessante Resultat, so war derselbe auch für die seefahrende Welt von mehrfachem praktischen Erfolge begleitet. Die von der kais. Expedition ausgeführten geodätischen Arbeiten werden beitragen darzuthun, wie sich auf St. Paul aus seinem großen Kraterbecken ohne besonders große Kosten ein Schutzhafen bilden ließe, welcher Schiffen, denen auf der Fahrt nach Australien, China oder Ostindien irgend ein ernstes, eine schnelle Ausbesserung erheischender Unfall begegnet, oder die nach einer langen Seefahrt ihrer scorbutkranken Mannschaft einige Erholung gönnen wollen, wesentliche Vortheile gewähren würde. Denn obschon die Tiefe des Kraterbeckens in der Mitte sehr bedeutend ist und die Windstöße von Nordwest zuweilen sehr stark sind, so könnten Schiffe immerhin an Landfesten die gewünschte Sicherheit erlangen. In wie weit eine derartige künstliche Nachhülfe angezeigt erscheint, in wie fern die gegenwärtige Schiffsbewegung dieselbe wünschenswerth macht, muß natürlicher Weise der Beurtheilung jener Nationen überlassen bleiben, welche, wie die englische, die holländische oder französische, durch ihre Besitzungen im indischen Ocean ein directes Interesse an dem Zustandekommen eines solchen Schiffssahles auf halbem Wege zwischen Afrika, Asien und Australien haben. —

Am Morgen nach unserer Abfahrt von St. Paul — es war den 7. December — befanden wir uns nur mehr ungefähr zehn Seemeilen von Amsterdam entfernt. Der erste Anblick der Insel hatte viele Aehnlichkeit mit

dem von St. Paul, und immer wahrscheinlicher wurde die Vermuthung, daß die geognostische Beschaffenheit Amsterdams mit der von St. Paul ziemlich identisch sei.

In der Nähe der Insel kreuzte ein Walfänger, während eines seiner schlanken Boote einer Schaar von Pottwalen nachstellte, welche in großer Menge zum Vorschein kamen.

Gegen sieben Uhr früh kam ein Boot des Walfängers Esmerald aus Bedford in Massachussetts an Bord und suchte um ärztliche Hülfe für einen Matrosen nach, welchem ein Tau erst vor wenigen Tagen beim Aufziehen eines gefangenen Wales die linke Hand durch Unvorsichtigkeit derart verletzt hatte, daß eine Amputation derselben unvermeidlich schien. Der Eigenthümer des Schiffes hatte in echter Yankee-Manier sogleich die Stelle eines Chirurgen vertreten und nahm persönlich die Operation vor. Nun, nachdem sie vorbei war, wollte er wissen, ob er es auch recht gemacht hatte, obschon Lob oder Tadel dem Operirten nicht mehr viel Vortheil bringen konnte. Während sich einer der anwesenden Schiffsärzte anschaute, auf Anordnung des Bordcommandos, den Capitän Pierce zum Kranken zu begleiten, erzählte uns der Walfänger, daß er bereits vor fünf Monaten mit seiner Familie die Vereinigten Staaten verlassen habe und von hier nach den Sandwichinseln und dem Nordpol zu gehen gedenke, um von dort endlich über das Cap Horn wieder nach Hause zu kehren. Wenn der Fang günstig ausfällt, so hofft er die Reise binnen zwei Jahren zu vollenden. Der Walfischfang ist nämlich nicht bloß ein sehr gefährliches und anstrengendes, sondern auch ein sehr unzuverlässiges Geschäft. Zuweilen gelingt es in kurzer Zeit, das ganze Schiff mit Thran und Fischbein zu beladen, wobei natürlich der Rheder ein glänzendes Geschäft macht und die ganze Mannschaft sich eines reichlichen Lohnes erfreut. Manchmal aber ist am Ende der Fahrt nach fünfzehn und noch mehr Monaten auch kein einziger Walfisch gefangen worden, und dann haben die wackeren Matrosen, welche für ihren Lohn auf einen Theil des Fanges angewiesen sind, alle Arbeit und Noth umsonst gehabt und der Unternehmer ist um eine bedeutende Summe ärmer. Aber schon die bloße Aussicht auf reichlichen Gewinn genügt, daß die Zahl der Schiffe verschiedener Größen und Nationen, welche sich trotz der damit verbundenen Mühsale, Gefahren und Entbehrungen mit dem Walfischfange beschäftigen, an 8000 beträgt und fortwährend im Zunehmen ist; ja, wäre es möglich, dieselben in gehöriger

Distanz eines vom andern zu ankern, so könnte durch sie ein Gürtel um den Aequator gebildet werden. Dabei bleibt die wilde Thätigkeit dieser Seeleute auch für die Wissenschaft nicht ohne Nutzen und die Beobachtungen und Mittheilungen vieler Capitäne, welche sich mit dem Walfischfange beschäftigen, haben wesentlich beigetragen, unsere Kenntniß über die Luftzustände in hohen Breiten zu vermehren.

Der redselige Capitän, eine ungewöhnliche Eigenschaft eines Nordamerikaners, konnte nicht genug seine Verwunderung darüber zu erkennen geben, ein Schiff aus dem Mittelmeere, ein österreichisches Kriegsschiff unter diesen Breitengraden zu begegnen und kam auf dieses so unerwartete Ereigniß wiederholt zurück. Auch Capitän Pierce klagte bitter über die Hartnäckigkeit des Wetters und meinte, er habe, so lange er den indischen Ocean befahren, niemals daselbst in der herrschenden Jahreszeit so sturmbewegte Tage erlebt, als in der letzten Woche; eine Erfahrung, die auch mehrere andere Walfänger, echte Habitue's des indischen Weltmeeres, bestätigten. Ueber Amsterdam vermochte uns leider Mr. Pierce nur sehr wenig Auskunft zu geben. Er hatte niemals auf der Insel gelandet, noch wußte er, ob Amsterdam von irgend einer Seite aus zugänglich sei. Doch pries er den Reichthum der Küsten der Insel an köstlichen Fischen. An keinem einzigen Punkte des indischen Meeres, bemerkte Capitän Pierce, giebt es einen solchen Ueberfluß an Fischen, als an der Südspitze jenes verlassenem Eilandes. Daher nähern sich auch die meisten Walfänger auf ihrer Fahrt nach dem Südpol der Insel und senden Boote aus, um sich mit reichem Proviant an eßbaren Meeresbewohnern zu versehen. In wenigen Stunden hat gemeiniglich die Angel das Boot mit vorzüglicher Nahrung gefüllt, worauf dann die Fische sogleich eingesalzen werden, um den Bedarf der Mannschaft für mehrere Wochen zu decken.

Ist Amsterdam die wahre Schwesterinsel von St. Paul, ist sie gleichfalls vulcanischen Ursprungs, aus demselben unterirdischen Herde hervorgegangen, und zeigt sie noch dermalen Spuren fortdauernder Thätigkeit? Diese Fragen drängten sich uns um so lebhafter auf, je näher wir der fast unzugänglichen Insel kamen, je mehr wir uns des räthselhaften Phänomens erinnerten, welches Dentrecasteaux im März 1792 hier beobachtet hat und das bis zur Stunde unerklärt blieb.¹ Die französische Expedition sah bekanntlich auf Amsterdam

¹ Labillardière, Relation du voyage à la recherche de La Peyrouse, fait par ordre de l'Assemblée constituante pendant les années 1791 — 1794. Paris 1800. Band 1, Seite 112 — 113.

aus einer unterirdischen Oeffnung in geringer Entfernung vom Ufer stoßweise Rauchwolken aufsteigen, ohne sich überzeugen zu können, ob die Vegetation durch unterirdische Feuer oder durch Menschenhände in Brand gesteckt worden war; denn der Wind, welcher gerade von der Insel her wehte, machte eine Landung unmöglich, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen wollte, im Rauche der dicht aufsteigenden Wolkenmasse zu ersticken. Amsterdam hatte also noch immer das Räthsel zu lösen, ob die Rauchsäulen, welche die Naturforscher der französischen Expedition im Jahre 1792 aus dem Boden nahe dem Meeresufer aufsteigen sahen, durch eine Feuersbrunst hervorgebracht wurden, oder ob dieselben die Wirkung unterirdischer vulcanischer Kräfte waren.¹



W. WILHELM KAMMER

Insel Amsterdam.

Gegen elf Uhr stießen die zwei Seitenboote der *Novara* vom Bord ab, um eine Landung auf Amsterdam zu versuchen, während die Fregatte unter Segel blieb und in einer Entfernung von fünf bis sechs Seemeilen von der Insel kreuzte. Der Commandant Baron Pöck führte die Expedition. In den Booten befanden sich einige Officiere und die Mitglieder der wissenschaftlichen Commission. Der Walfänger hatte erwähnt, daß an der Südspitze der Insel der reichste Fischplatz, dagegen an der Nordwestküste am ersten noch eine Landung ausführbar sei. Da man aber auch darauf Bedacht nehmen wollte, im Falle die wahrscheinliche Nordostbrise eintrat, im Luf der Fregatte zu sein,

¹ Vergleiche: A. v. Humboldt, *Kosmos*, Band 4, Seite 412 und 585; ferner *Geognostische und physikalische Erinnerungen* von A. v. Humboldt. Anhang, Seite 4.

um leichter zurück segeln zu können, so wurde die Südostseite gewählt und dahin der Curs genommen. Schlackenegel mit kraterähnlichen Vertiefungen zeigten sich am Abhange der Küste, ähnlich wie auf St. Paul, nur häufiger und großartiger, so wie überhaupt die ganze Masse der Insel um vieles größer und höher erschien. An der Westseite sah man sehr steile Felsabstürze, 1000 bis 2000 Fuß hoch, von tief eingerissenen Schluchten durchfurcht. Gegen Süd und Südost dachten dieselben allmählig ab.

Mehr als eine Stunde ruderten wir längs der fast senkrecht aufsteigenden Küste, ohne einen Punkt ausfindig machen zu können, an dem es auch nur einigermaßen möglich gewesen wäre zu landen und die Höhe zu erklimmen. Die ganze Ostküste umsäumen steile, schroff abfallende Felsen, von 150 bis 200 Fuß Höhe, welche künstlich aufgeführten Bastionen nicht unähnlich, und mit langem, dichtem Gras bewachsen sind.

Als wir näher kamen, konnten wir in mehreren Wasserrinnen, die strahlenförmig vom höchsten in Wolken gehüllten Pif über den flachen Abhang sich herabzogen, deutlich Wasser sehen, das wie ein Silberfaden durch die Furchen zog, und am steilen Uferrande als kleiner Bach über Terrassen und horizontale Lavabänke herab ins Meer sich ergoß. Wenn im Winter diese Bäche durch Regen stark angeschwollen sind, mögen sie jene Wasserfälle bilden, deren frühere Seefahrer Erwähnung thun, und dem Naturbilde ein weit weniger friedliches Aussehen verleihen. Zwei kleine Flecken, blendend weiß, wie frisch gefallener Schnee, die hoch oben am Abhange sichtbar wurden, konnten wir uns nicht erklären. Das Grün, welches die ganze Insel bedeckte, schien einer ähnlichen Grasvegetation wie auf St. Paul anzugehören.

Nachdem wir endlich der Insel bis auf wenige Kabeln nahe gekommen waren, trafen wir große Flächen schwimmender Seegewächse, welche, indem sie die Ruder umstrickten, unsere Fortbewegung nur mit großer Anstrengung möglich machten. Es war der nämliche antarctische Riesentang (*Macrocystis pyrifera*), welcher auch bei St. Paul die Fucusbänke an der Ostseite bildet. Seekälber, von denen ältere Schriftsteller erzählen, kamen nicht zum Vorschein, dagegen hatten wir Gelegenheit uns von dem ungeheueren Fischreichtume der Inselküste in wahrhaft staunenerregender Weise zu überzeugen, ob schon uns der amerikanische Walfischfänger bereits darauf aufmerksam gemacht hatte. Vorn und hinten am Boote wurden Angeln ausgeworfen und mehrere Matrosen waren unaufhörlich mit dem Einziehen der Leine

beschäftigt, an der gemeiniglich ein zwei bis drei Fuß langer Fisch zappelte. Es war dieselbe Umberart, welche auch auf St. Paul in großer Menge vorkommt, wo sie durch ihre Vorzüglichkeit das Lieblingsgericht unseres allerdings höchst frugalen Mahles bildete.

Wir waren jetzt dem Ufer so nahe gekommen, daß man das Gras und die Farrenkräuter, welche aus den Felspalten hervorwuchsen, deutlich wahrnehmen konnte. Obschon die See draußen glatt war und fast Windstille herrschte, so verursachte doch das langsame Auf- und Abwogen des Oceans in langen, breiten, flachen Wellen (dem Heben und Senken der Menschenbrust beim Athmen vergleichbar) eine dermaßen starke Brandung an dem steinernen Blockwerk, daß an ein Anlegen nicht zu denken war. Je weiter wir in nordöstlicher Richtung an der Küste fortfuhren, je mehr wir uns von der Fregatte entfernten, desto mehr schwand leider auch unsere Hoffnung, einen Punkt zu finden, wo man landen und vom Strande aus über das steile Ufer auf die Fläche der Insel hinaufklettern konnte. Die Südostspitze, welche sich uns in der Ferne als ein niederes vorspringendes Cap präsentirt hatte, hinter dem wir eine gute Landungsstelle zu finden hofften, erschien jetzt in der Nähe bloß als eine kleine Felssecke, während sich die Küste, so weit das Auge reichte, mauerartig in einer Höhe von 150 bis 200 Fuß hinzog. Fünf Walfischfänger kamen jetzt in Sicht, welche jenem werthvollsten aller Meeresbewohner nachzustellen schienen, über dessen Verbreitungsgebiet Maury's berühmte Walfischkarten in neuester Zeit so interessante und nützliche Aufklärungen gaben. Diese Karten, welche auf Grund zahlreicher Beobachtungen angeben, in welchen Strichen und zu welchen Jahreszeiten die meisten Walfische gesehen worden sind, dürften zugleich wesentlich zur Lösung der Frage über die Wanderung dieser wichtigen See-Säugethiere beitragen; denn es ist noch immer nicht ermittelt, ob dieselben vor den Verfolgungen des Menschen nach unzugänglicheren Meeren flüchten und dadurch die Jäger fortwährend zwingen, ihre Beute in neuen Gewässern aufzusuchen, oder ob dieselben, was die vorherrschende Meinung ist, an einigen Orten bereits gänzlich ausgerottet sind und nur darum an anderen massenhaft angetroffen werden, weil man sie daselbst noch wenig oder gar nicht gestört hat.¹

¹ Sehr werthvolle und umfassende Mittheilungen über den Walfischfang finden sich in Maury's unvergleichlichem Werke über die physische Geographie des Meeres, und in Dr. Hartwig's anziehender, populärer Abhandlung über das Leben des Meeres. Frankfurt am Main 1859.

Nach anderthalb Stunden fleißigen Ruderns, und nachdem wir uns bereits in unseren Booten ungefähr sieben Seemeilen von der Fregatte entfernt hatten, trafen wir endlich zwischen zwei Felsriffen, welche dammartig ins Meer hinausragten, eine ruhigere Stelle, und warfen nun den Bootsanker aus. An eine förmliche Landung war aber auch hier nicht zu denken. Man mußte vom Boot erst einen Sprung auf einen Felsblock wagen und über halb von der Fluth bespülte Steine hüpfend, den Strand zu erreichen suchen. Indeß gelangten wir alle ohne Unfall auf die rauhen Felsen und standen nun wenigstens auf dem festen Boden der Insel Amsterdam, an einer Stelle, die, wenn nicht ein Gescheiterter, gewiß noch niemals früher ein menschlicher Fuß betreten hatte. Denn nur bei völlig ruhiger See, wie eben jetzt ausnahmsweise der Fall war, vermag man hier ans Land zu steigen.

Welches Bild wildester Verwüstung und unzugänglichster Einsamkeit bot sich jetzt unseren Blicken? — Ringsum nichts als ungeheure basaltische Lava-Blöcke, die einen von der Brandung abgerollt und von halb nassen Algen schlüpfrig überzogen, so daß man bei jedem Schritte zu stürzen fürchten mußte; andere eckig und zackig, als hätten sie sich eben erst aus ihrer frühern Lage gewaltsam losgerissen. Und hinter diesen Riesenblöcken eine völlig senkrechte Felsmauer von 200 Fuß Höhe, gebildet von regelmäßig horizontal über einander liegenden basaltischen Lavaschichten, mit rothen oder braunen Schlacken und gelben Tuffen wechselnd. Große Löcher und Höhlen in der Felswand, so wie die leeren Räume ausgebrochener, herabgestürzter Steine, oder große Blasenräume in den Lavaströmen, dienten einer zierlichen Seeschwalbe mit sammtschwarzem Kopfe, silbergrauem Leibe und karminrothem Schnabel und Füßchen, die eleganteste vornehmste Farbenmischung, die man wohl an einem Vogel zu sehen im Stande ist, zum stillen Aufenthaltsorte. Diese zierlichen Thierchen gewährten den Jägern vielfache Unterhaltung, so wie sich der Geolog unten an der steilen Felswand über die petrographische und geognostische Beschaffenheit der Insel mehr Belehrung und Aufschluß verschaffen konnte, als oben, wo alles von dichtem Graswuchse bedeckt zu sein schien. Aber dem Botaniker und Zoologen bot der Strand wenig Ausbeute. Dieselben Algen, dieselben Gräser, dieselben Patellen wie auf St. Paul, sogar die Affeln wimmelten auf den Grasbüscheln in eben so zahlloser Menge herum. An mehreren Stellen rieselte frisches, vollkommen gutes, süßes Quellwasser von der Höhe und wir vermögen daher die Angabe älterer Seefahrer zu bestätigen,

daß die Insel frisches Trinkwasser besitzt; ob an zugänglichen Stellen, bleibt freilich noch eine offene Frage. Da wir uns durch mehrfache Versuche und Anstrengungen die Ueberzeugung verschafft hatten, daß ein Erklettern der Felswand von diesem Punkte aus unmöglich war, so wurde beschlossen, nachdem die Matrosen ausgeruht hatten und mit dem Sextanten noch einige Beobachtungen gemacht worden waren, sich wieder einzuschiffen und einen andern günstigeren Landungspunkt aufzusuchen. Wir verließen unsern ersten Ankerplatz gegen zwei Uhr Nachmittags und ruderten an der in nordöstlicher Richtung streichenden Küste fort. Der Charakter derselben blieb ziemlich unverändert. Der steile Uferrand nahm zwar etwas an Höhe ab, mochte sich aber doch noch immer mindestens 100 Fuß vom Meerespiegel erheben. An verschiedenen Stellen kamen jetzt zwischen Tuffschichten schwarze Basaltgänge und abgebrochene Schlackenkegel, aus rothbraunen Schlacken bestehend, zum Vorschein, wie auf St. Paul. Am meisten aber wurde unsere Aufmerksamkeit durch den Anblick von kleinen Bäumen und niederem Strauchwerk erregt. Anfänglich, als wir noch entfernter waren, konnten wir bloß dunkle und saftig grüne Stellen in der im Allgemeinen schmutzig olivengrün aussehenden Vegetationsdecke der Insel unterscheiden; jetzt wo wir ganz nahe der Küste ruderten, sahen wir deutlich kleine Bäume, welche mit Nadelhölzern noch die meiste Aehnlichkeit hatten, daneben hellgrünes, sehr dicht und geschlossen aussehendes Buschwerk, das große Flächen am mittleren und unteren Gehänge der Berginsel bedeckte. Vergeblich spähten wir an dieser merkwürdigen Stelle nach einem Punkte um zu landen und hinaufzuklettern; erst nachdem wir neuerdings mehrere Seemeilen an der Küste weiter gerudert waren und verschiedene vorspringende Inselecken mit kleinen Felsen passirt hatten, kamen wir gegen drei ein halb Uhr Nachmittags zu einer Anzahl herabgestürzter Lava-Blöcke, welche zwischen dem Meere und der Küste einen natürlichen Damm bildeten und eine Landung zu ermöglichen schienen. Neuerdings wurde der Bootsanker geworfen und mittelst einiger geschickten Sprünge das feste Ufer zu erreichen versucht; eine Landungsweise, die freilich für Pinguins annehmlicher und geeigneter gewesen wäre, als für Menschen!

Am Strande und zwischen den Felsblöcken lagen Trümmer gescheiterter Schiffe, Stücke von Masten und Maaen, stumme Zeugen menschlichen Unglücks. Der Uferrand war hier weniger steil. Die in wüster Unordnung sich aufthürmenden Steinmassen boten hier mehr wie am frühern Landungspunkte, wenn

schon mit großer Mühseligkeit, die Möglichkeit eines Erklimmens der Höhe. Die Herren Dr. Hochstetter, Zelebor, Fregattenfähnrich Kronowetter und ein Matrose wagten nun neuerdings den Versuch. Ein mit Gras und Binsen bewachsener Grat, der sich von oben nach unten zog, erschien als die geeignetste Stelle, um auf die Insel zu gelangen. Zuerst ging es über das kolossale Blockwerk in der Brandung, dann über Binsbüschel und Erdknollen, an denen erstere hafteten, und über lockere Schlackenmassen aufwärts. Es war eine wahre Sisyphusarbeit; auf den unter den Füßen wegkollernden Felstrümmern machte man einen Schritt vorwärts und zehn zurück, und um eine Höhe von nicht viel mehr als 100 Fuß zu erklettern, bedurfte es fast einer Stunde. Endlich standen die kühnen Kletterer auf der Insel, auf einem kleinen, fahlen Schlackengegel, und vermochten einen Theil derselben zu überschauen. Dichtes, manns-hohes, binsenartiges Gras bedeckte die ganze Fläche, halb verdorrt, halb frisch grün, hier vom Sturm und Regen geknickt, dort gerade aufstehend.

An ein weiteres Vordringen war nicht zu denken, nicht einmal bis zu jenem grünen Gebüsch, das wir bereits von den Booten aus wahrgenommen hatten, obschon sich dasselbe kaum einige hundert Schritte entfernt an den flach ansteigenden Gehängen befand, und dessen genauere Untersuchung manchen interessanten Aufschluß über die Vegetationsverhältnisse der Insel zu geben versprach. Man hätte entweder durch verdorrte, jeden Augenblick durchbrechende Binsenhaufen, oder über dichtes, frisches, schlüpfriges Gras sich den Weg bahnen müssen, um in die Nähe jenes nadelholzähnlichen Gesträuches zu kommen. Beides war, namentlich bei der kurz zugemessenen Zeit, unausführbar.¹ Der Abend brach herein, man mußte an die Umkehr denken, da

¹ Diese schwere Zugänglichkeit der Insel schildert bereits einer der Schiffbrüchigen des Meridian im „Nautical Magazine“, 1854, Seite 75, ziemlich ausführlich. Wir geben dieselbe als Ergänzung zu unseren eigenen Erlebnissen nach der deutschen Uebersetzung, wie sie in Petermann's belehrungsreichen geographischen Mittheilungen vom Jahre 1858, Heft 1, Seite 31, enthalten ist: „Als wir mit Hilfe von Tauen unter großen Gefahren und Anstrengungen die Höhe erklommen hatten, fanden wir die Insel auf eine Strecke von 2 bis 3 Meilen fast eben und mit 5 bis 8 Fuß hohem Rohr bedeckt; dahinter erhob sich ein sehr hoher, ebenfalls mit langem Rohr bewachsener Berg. Glücklicher Weise gab es während unseres Aufenthaltes auf der Insel genug frisches Wasser, obwohl im Sommer höchst wahrscheinlich Mangel daran ist. So lange wir hier verweilten, fiel auf dem Gipfel des Berges beständig Regen, der die zahlreichen kleinen Ströme füllte. Um einem etwa vorbeikommenden Schiffe ein Zeichen von unserer Lage zu geben, wurde das Rohr angezündet; die Flamme verbreitete sich aber rascher als man vermuthet hatte, und brachte unser Leben in Gefahr. Eine Menge junger Vögel wurden aufgelesen, welche dem Feuer zum Opfer gefallen waren. Am 29. August erschien ein Schiff, der „Monmouth“ und bemerkte zu unserer großen Freude die Signale, aber die Brandung war an dieser Stelle so stark, daß kein Boot herankommen konnte. Erst am 31. August näherte sich ein Boot der Küste und gab Zeichen, daß wir uns längs der Klippen weiter nach Osten begeben

mindestens noch eine Entfernung von acht Seemeilen bis zur Fregatte zurückzulegen blieb. Mit Hülfe der Taschentücher, welche sie an die Binsen gebunden hatten, fanden die Wanderer leicht die Stelle wieder, an welcher sie herauf gekommen waren, und gelangten nun rasch wieder nach dem improvisirten Landungsplatze, wo sich inzwischen die am Ufer zurückgebliebenen Naturforscher mit Sammeln am Strande und auf den Felsen der Umgebung beschäftigten. Ein seltsames Schauspiel bot sich jetzt den erstaunten Blicken. Ein paar unbedacht weggeworfene Bündhölzchen hatten die dürrn Binsfelder in Brand gesteckt und dicke schwarze Rauchwolken stiegen oben auf der Fläche auf. Im dürrn Grase fand das hastig fliehende Feuer schnell eine grauenerregende Verbreitung und bald stand ein beträchtlicher Theil der Ostküste der Insel in hellen Flammen. Den Novara-Reisenden schien sich jetzt das nämliche Schauspiel zu bieten wie den Naturforschern der Recherche, als Dentrecasteaux vor einigen sechzig Jahren an der Insel vorbeisegelte. Fast mit Bestimmtheit mag angenommen werden, daß das Feuer, der dick aufwirbelnde Rauch auch damals wie heute durch Menschenhände und nicht durch unterirdische Kräfte entstanden ist, vielleicht durch Fischer angefaßt, welche diese unwirthbare Insel von dem fast undurchdringlichen, nutzlosen, jede Fortbewegung so sehr hemmenden Unkraut reinigen, dieselbe wegsamer und culturempfänglicher machen wollten.

In der Nacht vom 7. auf den 8. December 1858 war der Himmel wolkenlos und klar, die Flammen prasselten und loderten am Uferrande hoch auf, von einer elliptischen Stelle, die wenigstens zwei Seemeilen im Durchmesser haben mochte. Eine dicke, kupferfarbig beleuchtete Rauchwolke stieg fast senkrecht in die Höhe, legte sich dann horizontal und eine unendlich lange

folkten. Wir brachen rasch auf, fanden aber den Weg höchst rauh und wegen der umherliegenden großen Felsblöcke sehr schwierig. Außer Rohr und Büschen wurden auf dem Wege von Pflanzen nur Petersilie und Sandisteln gesehen. Während der ersten Hälfte des folgenden Tages fanden wir kein Wasser, weshalb uns die Hagelkörner sehr angenehm waren, die sich unter den, Tag und Nacht anhaltenden Regen mischten. An dem ersten Wasserplatz holte uns ein englischer Matrose ein, der vom Capitän des Monmouth zu unserer Hülfe abgeschickt war. Er sagte uns, wir sollten nach der Nordseite der Insel gehen, da kein Boot an den Platz gelangen könnte, wo wir Schiffbruch erlitten hatten. Das Südufer ist der schlimmste Theil der Insel; beständig stürmt dort die Brandung gegen die zerrissene Küste; ein Strand existirt nicht, sondern bloß ungeheuerer Blöcke eines harten Gesteines, die von Zeit zu Zeit von den Klippen herabfallen. Am 2. September fanden wir weder Nahrung noch Wasser. An den folgenden Tagen traf man aber mehrmals Wasser und einige Kohlstrünke, welche vor mehren Jahren von Walfischfängern angesät worden waren und gut gediehen. Am 5. September kamen wir zu den sogenannten Kohlgärten und erreichten am Abend die Stelle, wo die Boote auf uns warteten.“

Rauchschichte zog in südöstlicher Richtung bis an den fernsten Horizont, die obere Hälfte der Insel völlig bedeckend. Um zwei Uhr in der Nacht soll das Schauspiel, wie uns der wachhabende Officier erzählte, noch großartiger und imposanter gewesen sein. Der Brand hatte damals bereits immense Flächen ergriffen, die Phantasie mochte sich leicht den Ausbruch eines feuerspeienden Berges vorstellen, glühende Lavaströme, ausgestoßene Aschenmassen, zum Himmel aufsteigende Feuergarben.

Glücklicher Weise verursachte diese riesige Lichtung der wilden, größtentheils nur von Binsen bedeckten, unbewohnten Insel mehr Vortheil als Schaden, denn ohne eine dem Menschen nützliche Vegetation zu zerstören, wird sie späteren Forschern eher eine Untersuchung ermöglichen und auch Fischern und andern abenteuerlichen Genossen, welche sich daselbst zeitweise niederzulassen gedenken, den Anbau erleichtern.

Gegen sechs Uhr, als es schon dunkelte, traten unsere beiden Boote die Rückfahrt nach der Fregatte an, von welcher sich die kleine Expedition im Laufe des Tages mindestens fünfzehn Seemeilen entfernt hatte. Da eine inzwischen umgesprungene frische Nordbrise es möglich machte, Segel zu setzen, so kamen wir schon gegen sieben ein halb Uhr wieder an Bord zurück und wurden nun mit Fragen bestürmt, die namentlich das weithin sichtbare Feuer betrafen. Während unseres Besuches der Insel wurden gleichzeitig auch auf der Fregatte selbst verschiedene Beobachtungen angestellt, um die Position Amsterdams, so wie die Höhe der hervorragendsten Punkte der Insel und ihre Küstenentwicklung zu bestimmen. Dieselben ergaben für die Insel: Breite $37^{\circ} 58' 30''$, Länge $77^{\circ} 34' 44''$ östl. von Greenwich; für den höchsten Punkt, nahe übereinstimmend mit frühern Beobachtungen, 2784 Wiener Fuß; für den zweithöchsten 2553 Fuß; für ihre Küstenlänge im Süden, von der Fregatte aus gesehen, 5194 Wiener Klafter, im Westen 884 Klafter.

Noch blieb eine schwache Hoffnung, am nächsten Morgen die Insel ein zweites Mal zu besuchen. Allein schon während der Nacht sprang der Wind um, das Wetter wurde wieder unstät, und dem so sehnächtigen Wunsche, die Insel gründlicher zu durchforschen, mußte um so mehr entsagt werden, als durch die hartnäckige Ungunst der Witterung während der letzten Wochen der Aufenthalt der Novara in diesen Breitengraden bereits weit über die beabsichtigte Frist verlängert worden war, und kein Tag mehr versäumt werden durfte, wenn das Erscheinen der kaiserlichen Expedition auf einem andern noch

großartigere Gebiete wissenschaftlicher Thätigkeit nicht gleichfalls in eine in Bezug auf die Jahreszeit ungünstige Periode fallen sollte.

Unsere Resultate über Amsterdam blieben daher nur kleinstes Stückwerk; wennschon es dem Geologen der Expedition gelungen, die bisherige Unge-
wißheit über die geognostische Beschaffenheit der Insel zu heben und wissen-
schaftlich begründet festzustellen, daß Amsterdam ein erloschener vulcanischer
Kegeberg, ganz aus gleichen Gebirgsarten zusammengesetzt ist und in die näm-
liche Reihe vulcanischer Formationen gehört, wie die Schwesterinsel St. Paul,
und seine Entstehung höchst wahrscheinlich in dieselbe Periode fällt. Dagegen
blieb uns die so selten gebotene Gelegenheit zu benützen versagt, einen Ver-
gleich zwischen den Vegetationsverhältnissen der beiden Inseln anstellen und
nachweisen zu können, wie mit dem Auftreten eines reicheren und mannig-
faltigeren Pflanzenlebens auch eine ganze Reihe neuer Thierformen zum
Vorschein kommt, und wie sehr im Haushalte der Natur die Existenz der
einzelnen Erscheinungen an gewisse Vorbedingungen geknüpft ist. Jedenfalls
ist St. Paul, welches wir genau bis ins kleinste Detail kennen gelernt haben,
für den Weltverkehr die wichtigere der beiden Inseln, und zwar nicht bloß
als Meilenstein auf der frequentesten Seestraße des indischen Oceans, sondern
auch als Zufluchtsstätte für Schiffe und Mannschaft. Schon jetzt dient das
Kraterbecken von St. Paul in Fällen der Noth so manchem halb unbrauchbar
gewordenen Schiffe zum ersetzten Aush. Noch vor wenigen Jahren kam ein
kleiner englischer Kriegsdampfer nach St. Paul, welcher während eines heftigen
Sturmes im indischen Ocean die Maschine zerbrochen und das Steuerruder
eingebüßt hatte und bereits zwölf Tage lang bloß mit einem Nothsteuer-
ruder gefahren war. Derselbe soll, nachdem man die schwersten Gegenstände
ausgeschifft hatte, mit wenig Mühe ins Innere des Kraterbeckens gebracht
worden und dort mehrere Monate lang an der nördlichen Barre in Repa-
ratur gelegen sein.

Den 8. December um vier Uhr Morgens bezeichnete nur mehr eine
dunkle Rauchwolke am fernen, wolkenlosen Horizont die Lage der Insel.
Diese selbst war bereits außer Sicht, eine frische Nordwestbrise hatte uns in
der Nacht schnell entführt. Die letzte Hoffnung, eine Anschauung auch von
der nördlichen Seite Amsterdams zu gewinnen, war verschwunden. Raschen
Schrittes näherten wir uns der Grenze des Südostpassates. Die Brise
wurde frischer und drehte sich allmählig nach West, um sodann südlicher

und endlich östlicher zu werden. Dieser Drehwind war für uns der Vorläufer des Passates, welchen wir am 14. December in 28° südl. Br. und 85° östl. L. erreichten.

Am nämlichen Tage kam ein Vollschiß in Sicht, welches bei günstigerer Brise und als rascherer Segler uns bald einholte. Dasselbe lief ohne Flagge und steuerte uns gerade vorn, am Bug auf eine so kurze Entfernung vorüber, daß man auf dem Spiegel die Worte „Bunkers Hill, Boston“ deutlich lesen konnte. Da wir unsere Flagge führten, und es bei Schiffen in See ein eben so arger Verstoß gegen die Schicklichkeit ist, dicht vorbei zu segeln ohne die Flagge zu zeigen, als wenn man auf dem Lande knapp vor einem vorübergeht ohne sich zu entschuldigen, so wurde auf den unmanierlichen Amerikaner ein blinder Kanonenschuß abgefeuert. Zu dieser Maßregel veranlaßte überdies der Umstand, daß das Hiszen der Flagge von Seite eines Kriegsschiffes für die in Sicht befindlichen Kauffahrer eine directe Aufforderung ist ihre eigene Flagge zu zeigen, und eine Unterlassung dieser allbekannten Sitte unwillkürlich Verdacht erregen muß. Nachdem der Blindschuß gefallen war, bat der Amerikaner telegraphisch mittelst Flaggen signalen um Länge und Breite, was von Mercantilschiffen, welche keine so zahlreichen Beobachtungen wie Kriegsschiffe machen können, ziemlich häufig in See geschieht, um den Punkt wo sie sich befinden zu erfahren. Es handelte sich aber vor allem um die Flagge, und diese schien der hartnäckige Amerikaner trotz des Mahnschusses noch immer nicht hissen zu wollen, obschon man den Ernst der Situation gar wohl erkannte, wie aus der hastigen Eile, mit welcher sich einige gerade am Deck befindliche Herren und Damen nach den gedeckten Räumen flüchteten, sichtbar wurde. Ein zweiter scharfer Schuß hinter dem Schiffe brachte den obstinaten Seemann endlich zur Besinnung und die pfeifende Kugel that die beabsichtigte Wirkung. Das Sternenbanner der Union zeigte sich nun, und die verlangte Länge und Breite wurde hierauf von uns signalisirt. Wahrscheinlich war es beim Amerikaner nationale Eitelkeit, so wie das Bewußtsein einen schönen schmucken Klipper zu besitzen, der rasch außer Schußweite sein konnte, was dazu beitrug, ihn die gewöhnlichsten Regeln der Artigkeit und die Pflicht gegen ein Kriegsschiff versäumen zu machen. Es sollen indeß selbst Schiffe der nordamerikanischen Kriegsmarine von ihren eigenen Landkleuten auf offener See auf ähnliche Weise behandelt werden, und auch der Kriegsdampfer Minnesota, welcher die nordamerikanische Gesandtschaft nach China

trug, mußte, wie wir später erfuhren, im indischen Ocean einen seefahrenden Landsmann durch einen Kanonenschuß zur Befolgung gewisser, von allen maritimen Nationen zum Gesetz erhobenen Seegebräuche zwingen!

Der Südostpassat, von dem wir hofften, daß er uns rasch vorwärts bringen werde, war nicht so frisch und stetig, als wir es gewünscht und erwartet hatten, wahrscheinlich in Folge der Einwirkung des australischen Continentes, welcher während der Sommerszeit der südlichen Erdhälfte in Folge seiner sandigen Oberfläche außerordentlich erwärmt wird. Wo aber eine bedeutende Erwärmung der Luft eintritt, da steigt diese auf und verdünnt sich in den untern Schichten, während gleichzeitig ihre Spannung so stark wird, um die sie umgebende kältere Luft zurückzuhalten, und ihr erst in größerer Entfernung von der erwärmten Oberfläche Eingang zu gestatten. Dieser Vorgang wird dadurch erleichtert, daß die erwärmte Luft, nachdem sie in dünnere Schichten aufgestiegen, sich rund herum ausbreitet und in einer gewissen Entfernung von jener Oberfläche zur Vermehrung des Luftdruckes beiträgt. In dieser sich bildenden Zone des vermehrten Luftdruckes sind aber naturgemäß die Winde schwächer und für Beobachter, welche außerhalb dieser Zone sich befinden, immer von dieser Seite herrührend. Aus diesem Grunde begegneten wir wahrscheinlich östlicheren Brisen, so lange wir das nördliche Australien im Osten hatten.

Jedenfalls schien das Gleichgewicht der Luft gestört zu sein, wie uns das Wetter und der veränderliche Seegang deutlich erkennen ließen. Erst am 18. December zeigte sich der Himmel etwas freundlicher, wengleich der Wind noch immer östlich, ja sogar etwas nördlich abwich, und manche Regenböen sich erbarmungslos auf uns entluden. Je mehr jedoch die Entfernung von Australien zunahm und je mehr wir uns vom östlichen Lande entfernten, desto stetiger wurde der Südostpassat. Und so ging es denn rasch vorwärts, bis wir endlich am 24. December in $6^{\circ} 4'$ südl. Br. und $32^{\circ} 34'$ östl. L. an die Grenze der Passatzone und in jene der Windstillen gelangten.

Die Hitze, welche uns bisher verschont hatte, begann nun drückend zu werden, um so mehr, als die Luft außerordentlich feucht und dick war. Die Nachmittags oft vorkommenden Regengüsse, welche zuweilen wirkliche Ueberschwemmungen am Deck verursachten, kühlten nur auf wenige Augenblicke die Luft ab. Zwar fanden wir von Zeit zu Zeit westliche und mitunter frische

nordwestliche Brisen, dieselben waren aber niemals von langer Dauer und oft durch Regen und Böen unterbrochen.

Und zur selben Zeit, in welcher sich im fernen Vaterlande Palast und Hütte mit ungewöhnlichem Schmucke zieren, wo auf grünen mit Kerzchen hell erleuchteten Tannenbäumen goldene Früchte und zarte Geschenke prangen, wo nur Freude und Nächstenliebe die Menschenbrust zu erfüllen scheinen, zur selben Zeit schmachteten wir fern von unseren Lieben in qualvoller Hitze, und konnten uns kaum an den Gedanken festhalten, daß es jetzt daheim schneit und friert, und der rauhe Nord die Schneeflocken im Kreise wirbelt und sein grauenhaftes Lied dazu heult! Blieb uns aber auch der Genuß versagt, diese Freuden am Familienherde genießen zu können, so versetzte doch die Erinnerung an Freunde und Heimat unser Gemüth in eine gar wohlige Stimmung, gehoben durch die beseligende Ueberzeugung, daß man auch unser in diesen Weihestunden liebevoll gedenken werde. Sa mehrere der Novara-Fahrer wurden sogar auf offener See im indischen Ocean mit Weihnachtsgaben überrascht, welche zärtlich aufmerksame Freunde schon viele Monate früher verschwiegenen Reifecollegen liebevoll anvertraut hatten.

Mit Windstillen und widrigen Brisen kämpfend, erreichten wir im Augenblicke des Jahreswechsels gerade um Mitternacht zwischen dem 31. December und 1. Jänner den Aequator, den wir nun zum zweiten Male auf unserer Reise durchschnitten, und begannen das Jahr 1858 wieder in der nördlichen Hemisphäre.

Bald hätten wir am Neujahrstage ein großes Unglück erlebt. Ein Junge, welcher auf den Wanten herabkletterte, fiel über Bord. Das Meer war allerdings ruhig und still, aber schon am Morgen desselben Tages hatten wir viele Haifische, jene fürchterlichen Feinde des Menschen im Ocean, gesehen, und das Leben des armen Jungen schien ernstlich bedroht. Im nämlichen Augenblicke, wo der Junge ins Meer fiel, wurde die Rettungsboje losgeworfen, ein Boot gestrichen und alle Maßregeln zur Rettung getroffen. Obgleich derselbe des Schwimmens kundig war, benahm er sich doch, wahrscheinlich aus Schrecken, höchst ungeschickt, und wäre unzweifelhaft ertrunken, wenn nicht der zweite Hochbootsmann und zwei andere Matrosen ins Wasser gesprungen und ihm muthig zu Hülfe geeilt wären. Mittlerweile befand sich auch das Boot im Wasser, so daß der Gerettete und die Retter ohne weitere Schwierigkeit an Bord gebracht werden konnten.

Der Bootsmann erhielt einige Monate später in Folge seines muthvollen Benehmens bei diesem Vorfall durch die Allerhöchste Gnade des Kaisers das silberne Verdienstkreuz, die Matrosen wurden um einen Grad befördert.

Die Strömung, welche längs der Küste Australiens nordwärts zieht, gegen den 10.° südl. Br. aber sich westlich beugt, um unterhalb von Ceylon fast längs des Aequators gegen Afrika sich zu wenden, trieb uns stark nach Westen, dabei hatten wir trübes unbeständiges Wetter und meist Kalmen oder leichte Brisen. Als wir uns schon nahe an 4° nördl. Br. befanden, sprang ziemlich frischer Nordostwind auf, wahrscheinlich der Passat der nördlichen Hemisphäre, der aber, als wir der Insel Ceylon näher kamen, wieder in Windstille überging.

Zugleich hatten wir in 5° 32' Nord und 79° 5' Ost eine Strömung von mehr als zwei Meilen in der Stunde. Wir waren dadurch im Westen des Hafens von Point de Galle auf Ceylon gefallen und fanden nun Mühe gegen die mächtige Strömung anzukämpfen. Am 7. Jänner gegen halb vier Uhr Nachmittags entdeckte man im Osten Land und eine Stunde später wurde ein singhalesisches Canoe gemeldet, das gegen die Fregatte segelte. Es waren Piloten, welche, von einer Hamburger Brigg in Kenntniß gesetzt, daß ein großes Schiff in Sicht sei, uns gesucht hatten.

Beim ersten Anblick dieser kleinen Canoes vermag man sich kaum des Erstaunens über den Muth und die Ausdauer zu erwehren, mit welchen sich die halb nackten, singhalesischen Schiffer in einem so schmalen, winzigen Fahrzeuge, das ihnen knapp zum Sitzen Raum gewährt, dreißig bis vierzig Seemeilen von der Küste in die See wagen. Zwei an der einen Seite angebrachte Querstangen oder Ausleger, welche von außen wieder durch einen schwereren parallel mit dem Boote auf dem Wasser schwimmenden Balken verbunden sind, geben diesem scheinbar so zerbrechlichen Fahrzeuge eine derartige Stabilität und Seetüchtigkeit, daß dasselbe vor Unfällen nicht minder sicher ist als irgend ein Boot von europäischer Construction.

Die Eingeborenen rudern mit kurzen Handrudern und halten in dieser, wie man vermuthen sollte, höchst ermüdenden Arbeit unglaublich lange aus. Und doch sind es dem Anscheine nach schwächliche Gestalten, bei denen nur eine ausgebildete Musculatur des Oberkörpers auffallend hervortritt.

Der Anzug dieser Leute ist außerordentlich einfach und besteht gewöhnlich nur in einem Stück bunten Leinenzeug oder Calico, das nach Art eines

kurzen engen Weiber-Unterrockes ein paar Male um die Lenden geschlagen wird.

Der Pilot, obwohl er sich nur in gebrochenem Englisch verständlich machen konnte, wurde bald vertraut und bot uns Bananen, Ananas, Kokosnüsse, so wie Ceylon'sche Edelsteine zum Verkaufe an, welche letztere er in einem kattunen buntfarbigen Sacktuche verwahrt bei sich trug. Man merkte, daß wir uns dem Fundorte kostbarer Steine näherten, aber gerade darum war es eben natürlich, daß der speculative Pilot für seine Waare wenig Kauflustige fand.

In der Nähe der Küste fingen wir einen 7 Fuß langen, 135 Pfund schweren Haifisch, ein noch junges Individuum, wie dessen Zähne erkennen ließen, obschon dieselben bereits stark und scharf genug waren, um einen Menschen zu erfassen und zu zerfleischen. Auch eine große Menge Delphine und andere Fische belebten das Fahrwasser der Fregatte und lieferten der Harpune und der Angel reichliche Beute. Noch fanden wir uns mindestens sechs Meilen vom Lande entfernt, als bereits zahlreiche Canoes oder Piroguen uns umschwärmten, alle von gleicher Construction wie das Pilotenboot, und jedes mit vier halb nackten, braunen Eingeborenen bemannt. Sie boten Früchte an, namentlich prachtvolle riesige Bananentrauben; an einem solchen Fruchtstocke zählten wir an fünf Reihen über einander nicht weniger als 175 Bananen.

Am 8. Tänner ankerten wir in dem wenig malerischen, rings herum mit Kokospalmen bewaldeten Hafen von Point de Galle, dem Leuchtturme gerade gegenüber in 16 $\frac{1}{2}$ Faden feinem Quarzsand. Alle größeren Schiffe, welche nur kurze Zeit sich aufhalten, ankern auf der offenen Rhede, indem die Einfahrt in den innern Hafen wegen vieler Korallenriffe ziemlich schwierig ist. Auf der Rhede lag auch die englische Fregatte Shannon, von welcher in Abwesenheit des Commandanten der erste Lieutenant sogleich an Bord der Novara kam, um nach üblicher Weise uns seine Dienste anzutragen.

Der Hamburger Consul, Herr Sonnenkalb, hatte, da bloß in Colombo, der Hauptstadt der Insel, ein österreichischer Consul residirt, die Aufmerksamkeit, uns auf die liebenswürdigste, gastfreundlichste Weise die Honneurs zu machen.

Am 10. begaben wir uns mit der Fregatte in den innern kleinen Hafen, um die Einschiffungen zu erleichtern. Die Einfahrt ist wegen der vielen Untiefen ziemlich schwierig, und man kann sich nur mühsam zwischen

den vielen Schiffen einen ruhigen und bequemen Platz erringen. Wir salutirten die herrschende Flagge, eine übliche, in allen von uns besuchten Häfen sich wiederholende Höflichkeit, welche die Batterie am Strande erwiderte. Ein Officier der Fregatte wurde hierauf beauftragt, dem Stadtcommandanten, einem englischen Major, unsere Ankunft anzuzeigen; dieser letztere schien es jedoch nicht für nöthig zu halten, sich um uns irgendwie zu bekümmern. Da wir hatten sogar einige Schwierigkeiten in Bezug auf Einschiffung von Trinkwasser zu bestehen, müssen aber zugleich zur Ehre der Vertreter Englands in außereuropäischen Ländern hinzufügen, daß dies während unserer ganzen Reise der einzige Fall war, wo die englischen Militärbehörden nicht jene Zuverlässigkeit an den Tag legten, welche dieselben im Verkehr mit fremden Nationen im Allgemeinen so vortheilhaft und rühmlich auszeichnet.



Singhalesischer Kootse.

V. Von St. Paul nach Ceylon.

